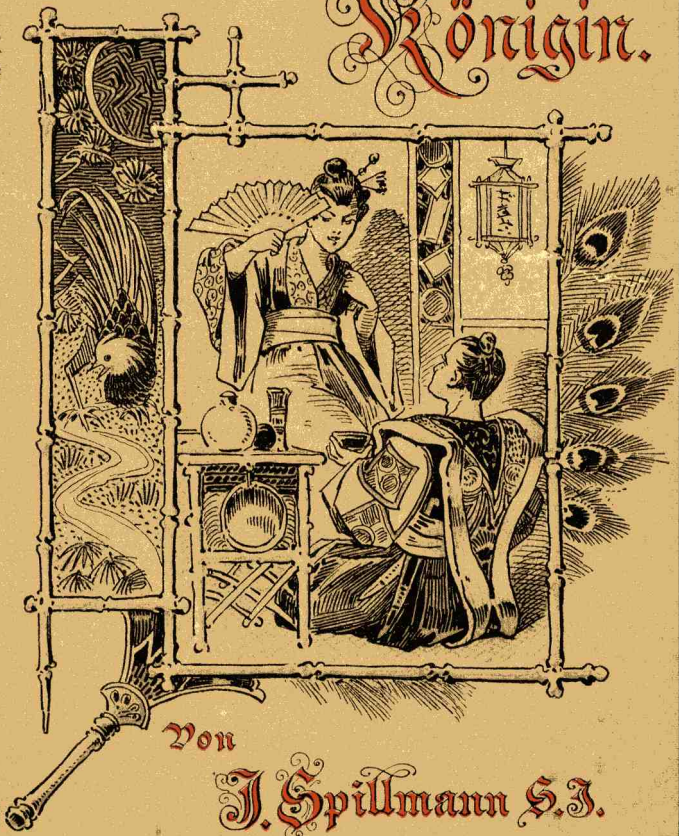
Der Affe der Königin.



Von

J. Spillmann S. J.

Mit vier Bildern.

Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung.

Aus fernen Landen.

Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend.

Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen"

gesammelt von

Joseph Spillmann S. J.

Fünftes Bändchen:

Der Neffe der Königin.

Fünfte Auflage.

Freiburg im Breisgau. 1899.
Herdersche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Der Neffe der Königin.

Historische Erzählung aus der Missionsgeschichte Japans.

Von

Joseph Spillmann S. J.

Fünfte Auflage. — Mit vier Bildern.

Freiburg im Breisgau. 1899.
Herdersche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Blinde und sein Führer (mit Bild)	3
2.	Ein heidnischer und ein christlicher Fürst	9
3.	Der Prinz und der Page	15
4.	Der Neffe und die Muhme	24
5.	Natur und Gnade	32
6.	Der Page Stephan (mit Bild)	39
7.	Die Jagd	49
8.	Prinz Sebastian	57
9.	Die Entscheidung (mit Bild)	65
10.	Zwei Feste	74
11.	Kampf	83
12.	Sieg (mit Bild)	92

Die südlichste der vier großen japanischen Inseln hat heute den Namen Kiusiu; zur Zeit aber, da der heilige Franz Xaver und dessen Mitbrüder das ferne Inselreich „der aufgehenden Sonne“ betraten, wurde sie Chimo oder Schimo genannt. An Größe kommt sie der Schweiz fast gleich und zählt gegenwärtig beinahe fünf Millionen Einwohner. Wie viel Menschen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, da die Ereignisse sich vollzogen, von denen wir erzählen wollen, die gesegneten Gefilde dieser herrlichen Insel bewohnten, läßt sich mit Genauigkeit nicht mehr ermitteln. Nur so viel erhellt aus den Berichten der alten Missionäre, daß auch damals schon, wie heute, die Felder wohl bebaut waren, und daß sich wenigstens in dem teils flachen teils hügeligen Uferland Weiler, Dörfer, kleinere und größere Städte in fast ununterbrochener Reihe folgten, wie in den dicht bevölkerten Gegenden unserer Heimat.

Unter den sieben Fürstentümern, in welche Schimo zerfiel, nahm das Gebiet von Bungo sowohl durch seine Größe als seinen Reichtum einen hervorragenden Rang ein. Sein Beherrscher oder König — mit Recht gaben die Missionäre den im 16. Jahrhundert vom Kaiser Japans fast unabhängigen Vasallen diesen Namen — hatte sich überdies mit Waffengewalt große Teile der Nachbarprovinzen unterworfen, so daß sein Reich fast die ganze Osthälfte von Schimo umfaßte.

Dieser mächtige Fürst war kein anderer als jener Siwan (Civan), der den hl. Franz Xaver einlud, in seine Hauptstadt Funai zu kommen, und in dessen Gegenwart jenes berühmte Religionsgespräch im Jahre 1551 stattfand, in welchem der Apostel Japans die Lehre Christi gegen die Angriffe der Bonzen so glänzend verteidigte. Wohl hatte der junge König damals den Sieg dem Heiligen und seiner Lehre feierlich zugesprochen, zum großen Ärger der Bonzen, welche die Rache der Götter über ihren Fürsten herabriefen; aber zur Annahme der christlichen Lehre und zum Empfange der heiligen Taufe konnte sich Siwan trotz der eindringlichen Ermahnung des Heiligen nicht entschließen. Er fürchtete für seine irdische Herrschaft und mochte seinen Nacken der reinen Sittenlehre Christi nicht beugen. Doch versprach der König dem scheidenden Apostel, der Japan am 20. November 1551 verließ, daß er die Glaubensboten und die Neubekehrten beschützen wolle.

Ein Vierteljahrhundert war seither verflossen. Siwan hatte den versprochenen Schutz den Christen gewährt, deren Zahl mit jedem Jahre anwuchs; er selbst aber war Heide geblieben. Da traten Ereignisse ein, welche am Hofe von Bungo einen gewaltigen Kampf entfesselten und schließlich den Sieg der Gnade über das hart gewordene Herz des alternden Königs herbeiführten. Wir wollen dieselben an der Hand der alten Berichte [1] etwas ausführlicher erzählen.

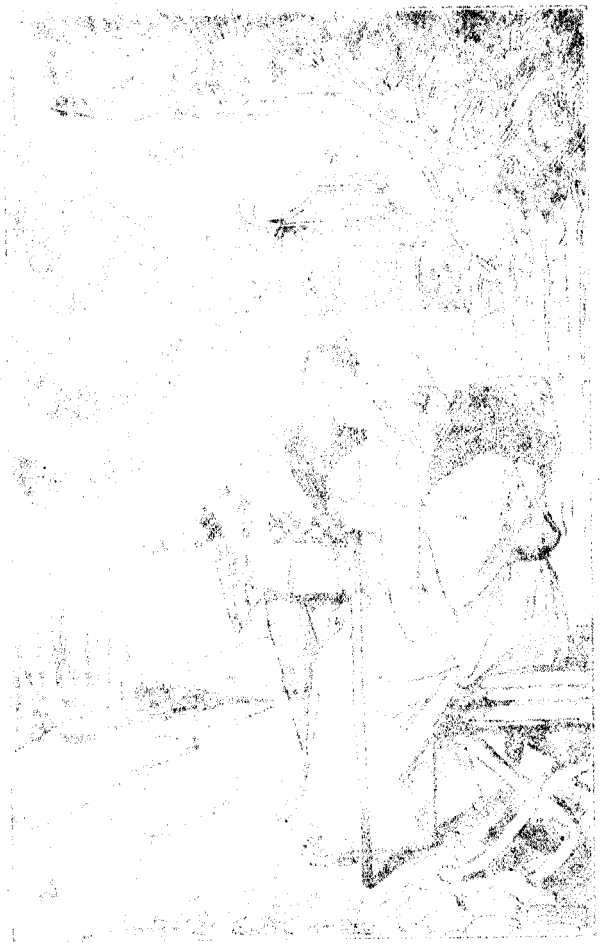
[1] Cf. *Charlevoix*, Histoire etc. du Japon. Vol. V.

1. Der Blinde und sein Führer.

König Siwan hatte das wundervoll gelegene Schloß von Usuki (Vosuqui), das sich auf den sanften Abhängen eines Uferhügels wenige Stunden südlich von der Hauptstadt Funai erhob, zu seinem Lieblingsaufenthalt gewählt. Und wahrlich, eine schönere Stelle hätte er in seinem an reizenden Landschaftsbildern reichen Gebiete kaum finden können. Von den Fenstern des Palastes und von den Terrassen der Gärten aus, welche denselben umkränzten, genoß der Blick ein entzückendes Rundbild. Im Süden, Westen und Norden begrenzten die schön geschwungenen Linien der Bergkette, welche die Insel Schimo (Kiusiu) durchzieht, den Gesichtskreis. Da ist es namentlich im Südwesten der stolze Gipfel des Asojama, der das Auge fesselt. Über 1500 m steigt er empor, oft den Gipfel in düstere Wolken gehüllt, dann wieder im Lichte der freundlichen Sonne in duftiges Blau gekleidet. Dunkle Nadelwälder, aus denen hin und wieder graue Wände und steile Felszacken aufragen, decken die Flanken des Gebirges, das sich der Küste zu in schwellenden Hügellinien allmählich senkt. Da entwickelt sich ein Bild von Wechsel und Leben. Zwischen Wald und Busch legen sich weite, fleißig bebaute Strecken; aus den Thälern blitzen Bäche und Flüßchen, da und dort zu künstlichen Teichen angestaut, um die Reisfelder zu be-

wässern; einzeln und gruppenweise grüßen aus einem Kranze von Obstbäumen leicht gebaute und mit Stroh bedeckte Wohnungen der Landleute. Zu Füßen des königlichen Schlosses war binnen wenigen Jahren eine neue Stadt mit breiten Straßen und Plätzen entstanden, die sich am Meeresufer hin erstreckte. So schön aber auch vom Schloßhügel aus die Fernsicht nach der Landseite war, sie wurde noch um vieles überboten durch das bezaubernde Bild, das sich nach Osten, dem nahen Meere zu, eröffnete. Da breitet sich dem Beschauer zu Füßen wie ein dunkelblauer Spiegel die herrliche Bucht von Usuki aus, im Norden und Süden eingefaßt von weit hinausragenden Vorgebirgen, deren Felsenmauern den Wogenschwall des offenen Meeres brechen. Zahlreiche kleinere und größere Riffe und Inseln erheben sich, meist mit dem freundlichen Grün von Wald und Buschwerk prangend, aus den Wellen, und am äußersten Gesichtskreise erkennt man bei klarem Wetter die blauen Berge der gegenüberliegenden großen Insel Sikoku, welche an dieser Stelle durch die etwa zehn Stunden breite „Straße von Bungo“ von Kiusiu getrennt wird.

An dem klaren Märztage des Jahres 1576, mit dem unsere Erzählung beginnt, wiegten sich Hunderte von Kähnen und Dschunken auf den Wellen der Bucht. Am Ufer standen dicht gedrängte Volksscharen, welche der Einschiffung von Truppen zuschauten. Die Sonne blitzte in den gebogenen, säbelartigen Speereisen der Krieger und funkelte auf den phantastisch geformten Helmen der Hauptleute. Rauhe Kommandoworte ertönten; klirrend schlugen die Schwerter an die Erzschienen der Panzer, als jetzt wiederum ein Zug Schwer-



bewaffneter in den schwanken Kahn sprang, der sich unter dem Geschrei der Bootsleute: „Midsu-no-Kami! Midsu-no-Kami!“ (Gott der Gewässer!) vom Ufer löste.

Etwas abseits von dem Gewühle der Zuschauer saß im Schatten einer uralten knorrigen Cypresse, welche ihre dunkelgrünen Äste über die Umzäunung des königlichen Gartens reckte, ein schlicht gekleideter Greis. Der Platz, auf dem er sich niedergelassen hatte, bot einen freien Blick über die Menschenmenge hinweg sowohl auf die Bucht und Schiffe als auf den Weg, der vom Ufer zu dem nächsten Schloßthore hinführte. Freilich hätte das dem alten Manne wenig genützt, denn er war blind; der Knabe aber, der ihm als Führer diente, schaute mit klaren Augen auf die Scene voll Leben und Farbe, die sich da abspielte. Als nun von den Bootsleuten mit lautem Geschrei der Schutz des Meeresgottes angerufen wurde, sagte er zu dem Blinden:

„Hörst du es, Vater? sie schreien zu Midsu-no-Kami. Wie dürfen sie das thun, da doch ihr König seit gestern die heilige Taufe empfangen hat?“

„Wohl ist der König von Tosa seit gestern Christ,“ entgegnete der Blinde, „und ich hoffe, daß er seinem Namen Paulus Ehre machen werde. Aber damit sind seine Unterthanen noch keine Christen, und er würde sie schwerlich mit Gewalt zwingen können, ihren Götzen zu entsagen. Übrigens sind die Krieger nicht einmal seine Unterthanen; es sind Krieger unseres Königs Siwan, der sie seinem Schwager nur leiht, daß er mit ihrer Hilfe sich sein Reich zurückerobere, aus welchem ihn der treubrüchige Josagami vertrieben hat. Du mußt beten, Franz, daß Gott diesem Fürsten, der unter

den ersten sich offen zum wahren Glauben bekennt, sein Reich wieder gebe; das wäre ein großer Sieg der Lehre Christi."

„Gewiß, Vater, bete ich dafür," entgegnete der Knabe. „Aber noch mehr bete ich, daß unser König, der die Wahrheit unseres Glaubens so gut kennt und die Lügen der Bonzen längst durchschaut hat, endlich sich taufen lasse. Seinem Sohn, unserem guten Prinzen Sebastian, hat er erlaubt, offen die Taufe zu empfangen; seinem christlichen Schwager, dem vertriebenen König von Tosa, stellt er seine Krieger zur Verfügung; mit P. Cabral und den andern Priestern ist er freundlich — was hält ihn also zurück, daß er ein Kind Gottes werde?"

„Vergiß nicht, mein Sohn, daß der Glaube eine Gnade Gottes ist, und ich fürchte fast, Siwan habe diese Gnade für immer verscherzt," sagte der Blinde, und tiefer Ernst legte sich auf seine milden Züge. „Ich stand dabei, als der große Gottesbote nach seinem Siege über die Bonzen den jungen König aufforderte, der Stimme der Gnade zu folgen, die damals mächtig zu seiner Seele gesprochen haben muß. Weißt du nicht, daß der Heiland Jerusalem zugerufen hat: ‚Daß du es erkenntest, was dir zum Heile ist, und zwar an diesem deinem Tage'? Jerusalem hat den Tag der Gnade unbenützt verstreichen lassen und ist zerstört worden: ich fürchte sehr, daß es Siwan ebenso ergehen wird. Eines läßt mich noch hoffen: er hat das Wort, das er dem Heiligen beim Abschiede gab, treulich gehalten und uns in diesen 25 Jahren immer seinen Schutz gewährt."

„Und er ist stets freundlich mit den Missionären und hat ihnen das Haus gebaut und den schönen Garten geschenkt

und uns das Kirchlein bauen lassen," sagte Franz. „Ich meine immer, er wäre schon lange Christ, wenn nur die böse Königin nicht wäre."

„Franz!" mahnte der Blinde verweisend.

„Ist sie denn nicht böse?" versetzte der Knabe. „Haßt sie nicht die Christen? Würde sie nicht uns alle verbannen oder gar zusamt den guten Patres und dem Kirchlein verbrennen, wenn sie es nur könnte? Zürne nicht, Vater, aber seit uns P. Monti die Geschichte von der Jezabel erzählte, nennen wir Knaben sie nur die böse Jezabel. Ich fürchte, sie wird den edeln Sikatora, der gestern so stolz an uns vorüberging, während er sonst immer freundlich grüßte, auch noch mit ihrem Hasse erfüllen. Doch höre, Vater, wie die Gongs und die Querpfeifen von dem großen Schiffe herübertönen! Jetzt ziehen sie am Hauptmast eine mächtige Flagge auf; sie ist hellblau, und in riesigen Schriftzügen steht etwas darauf geschrieben — halt, ich kann es lesen: ‚Kisiu-Sossin' (Urgott des Wassers) — die Thoren! Und jetzt ziehen sie auch eine weiße Flagge auf; darin steht: ‚Taira-ka' (Friede). Weshalb thun sie das, da sie doch zum Kriege ausziehen?"

„Sie wollen dadurch den Wassergott um ruhige Uberfahrt bitten," sagte der Blinde. „Jetzt werden sie am Hauptmaste des Admiralsschiffes einen Altar mit grünen Bambusbüschen schmücken und als Opfergaben Brot und Fisch, Reis und Saki (Reisbranntwein) darauf stellen. Wahrscheinlich werden sie auch den König drängen, an dieser Opferhandlung teilzunehmen, und derselbe wird nun die Treue bewähren müssen, die er gestern bei der heiligen Taufe gelobt hat."

„Sie kommen, sie kommen!“ rief der Knabe, „eben treten sie aus dem Thore. Wie die Rüstungen im Sonnenstrahle funkeln! Da schreitet König Paul neben unserem König einher; hinter ihnen geht Prinz Sebastian mit dem Neffen der Königin. Jetzt wendet sich König Paul nach unserer Seite; ein Kreuz, ein goldenes Kreuz strahlt auf seinem Helme — o Vater, daß du es sehen könntest! Sie nahen sich, knie nieder; die Zweischwertmänner und alles Volk knieen nieder, wo sie vorübergehen.“

2. Ein heidnischer und ein christlicher Fürst.

Wirklich nahte sich mit großem Gepränge der Zug des Königs. Vorauf schritten zwei Hofbeamte, welche als Zeichen ihrer Würde lange Stöcke mit vergoldeten Knäufen trugen. Vor ihnen öffnete die Menge bereitwillig eine breite Gasse und warf sich der Landessitte gemäß ehrerbietig auf Kniee und Hände nieder, während die Vornehmen wenigstens in tiefer Verbeugung stehen blieben. Hinter diesen Hofbeamten trugen Diener zu zwei und zwei an hohen Stangen kürbisförmige Lampions und vergoldete Fächer. Hofspielleute schlossen sich diesen an; sonderbar geformte Gongs, große und kleine Tamtams, Becken und Triangeln, Hörner und Schalmeien ließen eine wilde, stoßweise, ganz eigenartige Musik ertönen. Nach den Spielleuten folgten abermals Fächerträger, Lanzenträger, Bogenschützen, dann Gruppen vom Schwertadel, kenntlich durch die zwei Schwerter, welche diese niedern Vasallen beständig im Gürtel trugen; der Hofadel in kostbaren seidenen Gewändern mit dem breiten, steifen Schulterkleide; schwer gewappnete Hauptleute, deren Helmvisiere greuliche Masken darstellten, und endlich die Gruppe der fürstlichen Personen, begleitet von einer Schar der königlichen Leibwache. Als der Zug das Ufer erreicht hatte, stiegen nur die beiden Könige mit dem Prinzen Sebastian und Sikatora in den mit vielen

bunten Fähnchen geschmückten Nachen, der sie an Bord des Admiralsschiffes bringen sollte.

Das Admiralsschiff war eine jener großen, schwerfälligen Dschunken, deren Bug und Stern hochgeschweift und reichbemalt sich über das Wasser erheben, während das Verdeck fast ganz von einem zierlichen Pavillon eingenommen wird. Fahnen und Standarten schmückten die Ecken desselben, und am Fuße des Mastes war, genau wie es der Blinde seinem jungen Führer beschrieben hatte, dem Meergott ein Altar errichtet, den die Obersten und Hauptleute der Krieger umstanden. In ihren Kreis trat König Siwan mit seiner Begleitung.

Siwan war für einen Japaner ein hochgewachsener Mann mit gemessenem, würdevollem Benehmen. Der dünne, leicht ergraute Schnurrbart und die etwas gebleichten Haare, die unter der hohen, mitraähnlichen Kopfbedeckung hervorschauten, verkündeten, daß er den Höhepunkt seines Lebens überschritten hatte; aber das Feuer seiner klugen Augen, der feste Zug um den Mund und die stramme Haltung verrieten seine noch ungebrochene Kraft. Er warf einen prüfenden Blick auf seinen Schwager, und da er dessen Unmut angesichts des Götzenaltars gewahrte, umspielte einen Augenblick ein spöttisches Lächeln seine Lippen. Dann sagte er mit lauter Stimme: „Mein Bruder von Tosa, nicht umsonst bist du hilfesuchend an unsern Hof gekommen, wie du siehst. Um deiner Gattin, meiner Schwester willen, und um deinetwillen habe ich diese Schiffe und diese Krieger ausgerüstet, daß du mit ihnen dein Reich und deinen Thron dir wieder eroberst, von dem dich der treubrüchige Josagami schnöde vertrieben hat. Hört es, alle meine Krieger! mein fürstlicher Bruder von Tosa ist von dieser Stunde an

euer Anführer; ich befehle euch, ihm das Reich seiner Väter wieder zu erobern. Dsin-Mu, der große Krieger und Ahnherr, Hat-sii-man, der mächtige Kriegsgott, und alle Götter und guten Geister seien mit euren Fahnen!"

Laut rufend und die Waffen schwenkend stimmten die Krieger in diesen Wunsch des Königs ein.

Dann sagte Siwan: „So laßt uns nach Vätersitte dem Meergott das Opfer darbringen, bevor die Anker gelichtet werden."

Auf seinen Wink traten zwei kahlgeschorene Bonzen vor und boten knieend den beiden Fürsten auf einem großen Lackteller in kleinen zierlichen Porzellantassen die Opfergaben: Brot und Fisch, Reis und Saki. Siwan nahm dieselben und stellte sie vor das Götzenbild hin. Der Fürst von Tosa aber sagte mit abwehrender Handbewegung: „Iß und trink das selber, guter Alter. Dein Götze da kann es niemals essen." Dann fügte er zu Siwan gewendet bei: „Ihr hättet mir das ersparen können, Bruder; Ihr wißt ja, daß ich Christ bin und dem Götzenglauben und Götzendienst feierlich entsagt habe."

Lautes Murren erhob sich, und der Bonze sagte, den Fürsten mit einem giftigen Blicke messend: „Dein Reich wird nicht bestehen! Wie du unsere Götter verlassen hast, wird dich dein Volk verlassen."

„Ruhe!" gebot Siwan. „Besinnt Euch, Bruder. Ihr mögt von Midsu-no-Kami und den andern Göttern denken, was Ihr wollt, so wird doch die Klugheit Euch raten, den althergebrachten Sitten nicht öffentlich Hohn zu sprechen. Wenn Ihr in Eurem Namen die Opfergabe nicht darbringen wollt,

so bringt sie wenigstens im Namen Eurer Krieger dar, welche an die Macht unserer Götter glauben."

„Ich darf es nicht, und wenn ich auch keinen Fuß breit vom Reiche meiner Väter jemals zurückerhalten sollte," entgegnete der christliche Fürst mit Festigkeit.

„Die himmlische Krone wird um so gewisser in Ewigkeit dein herrlicher Lohn sein, Paul," sagte Prinz Sebastian, welcher dem Auftritte mit der höchsten Spannung gefolgt war und die Hand des Fürsten von Tosa mit den Worten ergriff: „Ich danke dir für das schöne Beispiel von christlicher Charakterfestigkeit, das du mir soeben gabst. Auch ich will gerne auf die irdische Krone verzichten, um die himmlische zu gewinnen. Vater," fügte er dann, zu Siwan gewendet, bei, „laßt es gut sein. Ihr habt ja das Opfer dargebracht, und so mögen Eure Krieger sich zufrieden geben."

„Aber wir geben uns nicht zufrieden," rief der Bonze. „Unsere Götter hassen diesen fremden Gott, der unser schönes Inselreich Stück für Stück in die Gewalt der schlauen Fremdlinge bringen will, welche sein neues Gesetz verkünden. Wer ein Japaner ist und die Freiheit seiner Heimat liebt, flucht ihm und seinen Anhängern und bleibt den alten Göttern treu, die unser schönes Japan bisher aus jeder Gefahr errettet haben. Fürst von Tosa, erwartet nicht, daß wir Euch die Treue bewahren, wenn Ihr sie den Göttern brecht! Zum letztenmal fordere ich Euch auf, fügt Euch der Sitte Eurer Väter!"

„Für Japans Größe und Freiheit bin ich bereit, gegen jeden Feind mein Schwert zu ziehen und mein Blut zu vergießen," erwiderte der Fürst; „aber wirklich groß und glücklich und frei wird Japan erst sein, wenn es dem Lügengewebe

entrissen ist, in welches du und deine Sippe seine Bewohner verstrickten, wenn ihm die Sonne der Wahrheit und Gnade leuchtet, die allein wahres Glück bringen kann."

„Genug und übergenug dieser Reden," unterbrach Siwan den eifrigen Neubekehrten. „Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr ein echter Japaner seid auch trotz des Glaubens an den neuen Gott, den uns die weißen Männer aus dem Westen predigen, wahrlich, ich hätte meine tapfern Krieger Euch nicht zur Verfügung gestellt. Ich hätte Euch freilich für klüger gehalten, als daß Ihr um dieser Ceremonie willen gleich beim Beginne Eures Unternehmens Euch das Mißfallen dieser frommen Männer und tapfern Krieger zuziehen würdet. Sie werden dennoch auf mein Wort und meinen Willen hin als treue Vasallen für Euer Recht kämpfen. Euer Versprechen aber, keinem Eurer Unterthanen die neue Religion aufzunötigen, müßt Ihr halten. Mag jeder nach seiner Überzeugung die Kami anrufen oder Buddha anbeten oder Christ werden, wie ich es in meinem Reiche halte! An dem Tage jedoch, da ich erfahre, daß Ihr mit Gewalt einen Tempel oder ein Bonzenkloster zerstörtet, werde ich das Reich von Tosa, das meine Krieger Euch zurückerobern, als mein Lehen erklären und den Neffen meiner Gattin, den edeln Sikatora, damit belehnen. Und nun, Sikatora, mein Knabe, lege du dem Gotte die Opfergaben auf den Altar."

Der Angeredete, der mit edlem Anstande vortrat und dem sich aller Augen zuwendeten, war eine schlanke, jugendliche Gestalt, auf der Grenze zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter. Man konnte sein freundliches Antlitz mit dem offenen, treuherzigen Blick nicht ansehen, ohne ihn liebzugewinnen. Sich verbeugend, sagte er: „Immer warst du mir gut, o König,

und hast mich, seitdem Sikatondono mich an Kindes Statt annahm, fast wie deinen Enkel betrachtet. Die Gnade aber, die du mir jetzt in Aussicht stellst, möge mir nie zukommen. Das Reich Tosa gehört seinem angestammten Fürsten, auch wenn er Christ geworden. — Was nun das Opfer angeht, das ich dem Meergott darbringen soll, so muß ich dir sagen, daß manches, was ich an deinem Hofe sah und hörte, meinen Glauben an unsere Götter erschüttert hat. Noch bin ich zu keiner Klarheit gekommen. Sollte ich erkennen, daß die Religion der Fremden die wahre ist, so werde ich handeln, wie diese beiden Fürsten, dein jüngerer Sohn und dein Schwager, gehandelt haben. Bis dahin folge ich deinem Beispiele, o König, und bin daher bereit, das von der Sitte vorgeschriebene Opfer dem Midsu-no-Kami darzubringen."

Sikatora sprach diese Worte mit solcher Bescheidenheit und Festigkeit, daß alle voll Bewunderung auf ihn blickten. Siwan gefiel die geistige Begabung, die aus dem ganzen Auftreten des Knaben hervorleuchtete, und er beschloß in seinem Herzen, sich desselben zur Erreichung seiner weitaussehenden politischen Pläne zu bedienen. Kaum hatte der Knabe die Opfergaben auf den Altar gestellt, so nahm der König einen etwas frostigen Abschied vom Fürsten von Tosa und verließ mit seinem Sohne und Sikatora das Admiralsschiff, um in sein Schloß zurückzukehren. Die Anker wurden gelichtet, die Segel gespannt, und die Flotte des christlichen Fürsten und seiner heidnischen Kriegsleute steuerte langsam aus der schönen Bucht von Usuki dem gegenüberliegenden Strande von Tosa zu.

3. Der Prinz und der Page.

Die Segel der Kriegsflotte waren dem Auge Sikatoras, der ihnen von einem Hügel des königlichen Parkes aus lange nachgeschaut hatte, allmählich entschwunden, und die Sonne neigte sich bereits der Kette der Asojama zu. Noch einen Blick warf der Jüngling auf die ruhige See und die herrliche Landschaft und wollte dann zum Schlosse zurückkehren. In ernsten Gedanken über den Auftritt an Bord des Admiralsschiffes, dessen Zeuge er gewesen war, wandelte er auf dem sorgfältig gepflegten Parkpfade zwischen blühenden Kamelienbüschen hin, deren Heimat Japan ist, als ihm ein Page der Königin entgegentrat.

„Prinz," sagte der Knabe sich tief verbeugend, „man sucht Euch. Meine Herrin, die Königin, verlangt nach Euch. Sie ist mit den Prinzessinnen in dem neuen Kiosk an dem Teiche der Ossidori."

„Führe mich zu ihr," antwortete Sikatora. „Noch immer finde ich mich in den verschlungenen Wegen dieses großen Gartens nicht leicht zurecht. Der Ossidoriteich liegt in dem Thalgrunde jenseits des Schloßberges, nicht weit von dem Haine der Bonzen. Es mag wohl eine halbe Stunde dorthin sein."

„Ich führe Euch in der Hälfte der Zeit zur Stelle; denn ich kenne den Park, der schön und groß ist, wie es einem mächtigen Könige geziemt."

Auf einen Wink Sikatoras schritt der Knabe, der nur um weniges jünger war als sein Begleiter, schweigend voran und schlug bald einen Seitenpfad ein, der im dunkeln Schatten eines Cypressenwäldchens zu einer Schlucht hinabstieg, in welcher zwischen moosigen Felsblöcken ein klarer Bach über das Gestein rauschte. Sikatora freute sich des malerischen Bildes; denn die Japaner haben viel Sinn für landschaftliche Schönheit und suchen in ihren Gärten Berg und Thal, Felsen und Grotten, Wälder und Flüsse nicht ohne Geschmack im kleinen nachzubilden. Diesen Teil des Parkes hatte er noch nicht gesehen, und er nahm sich vor, noch oft die Schlucht mit ihren uralten Bäumen aufzusuchen. Ein ruhigeres Plätzchen als hier zwischen den Wedeln des Farnkrautes am Rande des Baches konnte er sich nicht denken, und er empfand seine Stille um so angenehmer, da es dem Schlosse und dem bewegten Treiben des Hoflebens so nahe war.

„Die Schlucht ist ja wie geschaffen für eine Einsiedelei," bemerkte Sikatora seinem Begleiter.

„Sie war es lange Zeit," entgegnete der Page. „Seht Ihr dort in den Zweigen jener uralten riesigen Eibe das winzige Häuschen? Darin hat bis vor einem Jahr der alte Jeyas gewohnt. An einem Stricke, den er herunterließ, befestigte ein Bonzenschüler täglich einen Topf mit Reis; das war die Nahrung des wunderlichen Büßers. Er soll den Baum viele, viele Jahre nicht verlassen haben, um eines Gelübdes willen, das er Kwannon gemacht hat, den die Buddhalehrer als den Beherrscher des Luftraumes anbeten. Von seinem Neste aus konnte er über die Büsche und Felsen hinweg das Tempelchen seines Götzen sehen, welches wir bald erreichen werden."

In der That erblickte man auf einer hölzernen Plattform, welche zwei starke wagerechte Äste des Baumes trugen, halb von den schwarzgrünen Zweigen der Eibe versteckt, eine winzige, aus Bambus gebildete Hütte, die zur Not einem Menschen nicht als Wohnung, aber doch als geschützte Lagerstätte dienen konnte. Kopfschüttelnd schaute Sikatora zu der sonderbaren Klause empor und fragte seinen Begleiter, ob sie noch bewohnt sei.

„Nein," antwortete der Page. „Der alte Jeyas war der letzte buddhistische Einsiedler, welcher in den Zweigen dieses Baumes hauste. Seit seinem Tode, behaupten die Bonzen, sei die Eibe verflucht, von der sie früher fabelten, ein Gott habe sie gepflanzt. Der alte Büßer starb nämlich als Christ."

„Als Christ!" rief der Prinz erstaunt. „Auch du bist wohl ein Christ?" fragte er den Pagen.

„Ich bin es, Herr, und zwar waren meine Eltern selig schon Christen. So wurde ich als Kind getauft, und zwar auf den schönen Namen Stephan, d. h. der Kranz."

„Seltsam, daß dieser fremde Glaube hier so mächtig um sich greift! Nun, bei dir wundert mich das nicht, wohl aber bei dem alten Büßer. Wie ist das möglich, nachdem er sein ganzes Leben im Dienste Buddhas verbrachte?"

„Gottes Gnade und Erbarmung ist unendlich. Vielleicht hat ihm gerade seine Bußstrenge, die er möglicherweise in gutem Glauben übte, Erkenntnis der Wahrheit verdient. Wer aufrichtig und demütig sucht, der wird zum Glauben an den wahren Gott kommen; Gott wird ihm eher einen Engel schicken, wie unsere Priester sagen, als daß er ihn zu Grunde gehen ließe. Die Geschichte seiner Bekehrung ist übrigens merkwürdig genug. Es lebt hier ein blinder Greis, Namens

Tobias, der früher ein hochberühmter Lehrer im Bonzenkloster zu Funai war" —

„Ich glaube ihn zu kennen. Läßt er sich nicht von einem schönen Knaben führen, den er mit dem fremden Namen Franz anredet?"

„Ganz recht; das ist sein Neffe, und er trägt diesen Namen aus Ehrfurcht vor dem großen Glaubensboten, der vor 25 Jahren die Lehre Jesu Christi zuerst nach unserm Japan brachte. Tobias wohnte damals dem großen Redekampfe bei, den Franz Xaver während fünf Tagen mit den gelehrtesten Bonzen vor unserm König Siwan bestand und in dem er die Wahrheit der christlichen Religion siegreich verfocht. Ja Tobias nahm an diesem Kampfe selbst teil, indem er dem heiligen Fremdling die allerschwierigsten Einwürfe gegen das Christentum machte, von denen er später oft sagte, nicht er habe sie gefunden, sondern sie seien ihm vom bösen Geiste eingeblasen worden. Aber Tobias war so ehrlich, daß er den Sieg des fremden Lehrers eingestand, und so bereit, dem Rufe der Gnade zu folgen, daß er die Taufe verlangte und durch die Hand Franz Xavers empfing. Seither hassen und verfolgen ihn die Bonzen, und schon oft haben sie ihm nach dem Leben getrachtet; doch Gottes Engel beschützen ihn. Er lebt nämlich hier wie ein Diener der fremden Lehrer und hilft ihnen die Leute, welche Christen werden wollen, im Glauben unterweisen. Viele Hundert hat er schon zur Taufe vorbereitet, und er hat großes Geschick darin; denn keiner kennt so gut wie er die Lügen der Bonzen" —

„Knabe, ich bin kein Christ!" unterbrach Sikatora fast unwillig die Erzählung des Pagen.

„Aber, Herr, Ihr werdet es bald werden," entgegnete der Page und blickte treuherzig dem jungen Fürsten in die Augen. „Denn, Herr, Ihr sucht die Wahrheit, und wir beten für Euch. — Also die Bonzen hassen den blinden Tobias, und da haben sie ihn letztes Jahr wiederum, wie schon so oft, zu einem Glaubensgespräche herausgefordert, und damit der alte Jeyas auf seiner Eibe Zeuge und Teilnehmer dabei sein könnte, sollte die Zusammenkunft hier in dieser Schlucht stattfinden. Die Bonzen waren aber entschlossen, diesmal nicht mit bloßen Worten zu kämpfen. Durch ihre Zauberkünste hatten sie die bösen Geister, die früher in dieser Schlucht hausten, zu Hilfe gerufen; diesen wollten sie den verhaßten Eidbrüchigen, der ihren Dienst verlassen hatte, zu grausamer Strafe überantworten. Tobias ahnte ihre Absicht, ließ sich aber nicht erschrecken. An der Hand des kleinen Franz betrat er mutig den Kampfplatz. Dort auf jenen moosigen Felsblock setzte er sich. Rings im Kreise kauerten die Bonzen, und viel Volk vom Hofhalte des Königs drängte sich zwischen den Bäumen, am Bache und an der Felswand hin. Droben auf der Plattform vor seiner Klause saß der greise Jeyas und strich sich den langen weißen Bart; hinter ihm, von den dunkeln Eibenzweigen fast verdeckt, hatten zwei berüchtigte Zauberer sich aufgestellt, bereit, die Kraft ihrer Schwarzkunst an dem Blinden zu erproben.

„Das Glaubensgespräch begann und verlief in der gewohnten Weise. Tobias widerlegte die Einwände der Gegner so treffend, deckte die Lügen ihrer Lehre — verzeihet mir, Herr; Ihr werdet das recht bald selbst einsehen — so schonungslos auf und redete so überzeugend von der Wahrheit

der christlichen Religion, daß unter den Zuhörern lautes Murren gegen die Bonzen sich erhob, welche anstatt mit Gründen nur mehr mit Schmähreden dem Blinden antworteten. Da trat zürnend der Oberbonze vor und forderte mit einem furchtbaren Fluche den alten Jeyas auf, daß er den frechen Lästerer der Götter dem Grimme Kwannons übergebe, dessen treuer Diener er seit so vielen Jahren sei. Der Greis stand aber nicht auf, um dem Blinden zu fluchen; er hatte zum erstenmal die Religion Christi verkünden hören, und sein Herz war tief bewegt, wenn auch noch nicht bekehrt. Da sollte ein Wunder die Entscheidung bringen. Die beiden Zauberer hatten ihre Beschwörung begonnen; drohende Stimmen erschollen, und die Äste der Eibe schüttelten sich wie im Sturmwind. Alles Volk erschrak und glaubte, die Drohung der Bonzen werde sich an dem Blinden erfüllen. Der kleine Franz zitterte und sagte: ‚Vater, wir wollen fliehen!' Tobias aber entgegnete voll Ruhe: ‚Sie vermögen nichts wider uns! Bezeichne dich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprich den Namen Jesus aus!' Immer unheimlicher ertönte inzwischen aus dem Wipfel des Baumes Geheul, das die Zeugen dieses schrecklichen Auftrittes den Dämonen zuschrieben; manche wollen mit ihren leiblichen Augen greuliche Gestalten gesehen haben, die auf den Blinden losstürmten und ihn umringten. Tobias aber stand ohne Furcht und Zittern inmitten des unheimlichen Lärms. Er hatte das erloschene Auge im Gebete zum Himmel erhoben, bezeichnete sich mit dem Kreuzeszeichen und sprach feierlich den Namen Jesus aus. Und siehe da! die höllischen Mächte wichen vor Tobias zurück und stürzten sich voll Wut auf diejenigen, welche sie gegen den Christen

entfesselt hatten. Sie trieben die beiden Zauberer vom Baume herab und jagten sie mitten in den Kreis der Zuschauer, die vor Angst laut aufschrieen, vor die Füße des Blinden hin. Da brachen sie mit entstelltem Angesicht in schrecklichen Krämpfen zusammen, jämmerlich um Erbarmen flehend, daß er sie von den Geistern befreie, welche sie entsetzlich quälten. Tobias machte über die beiden Bösewichte, welche eine längere Züchtigung freilich wohl verdient hätten, das Zeichen des heiligen Kreuzes, und sofort konnten sie sich vom Boden erheben.

„Ihr könnt Euch denken, Herr, welchen Eindruck das auf die Augenzeugen machte! Viele schwuren alsbald dem Götzendienst ab und bekehrten sich zum Christentum, dessen heiliges Zeichen über die Mächte der Finsternis einen so augenfälligen Triumph errungen hatte. Unter den Bekehrten war auch der greise Jeyas, der sofort von seiner Baumklause herniederstieg und den blinden Tobias um Unterricht in der Religion Christi bat. Nur die Bonzen, welche böswillig die erkannte Wahrheit bekämpft hatten, blieben verstockt; sie erklärten das Ereignis für ein Blendwerk, das den höllischen Künsten des Blinden zuzuschreiben sei, und als bald darauf Jeyas am Tage, da er die Taufe empfangen hatte, eines plötzlichen Todes starb, sagten sie, das sei eine offenbare Strafe der beleidigten Götter, und verharrten um so verstockter in ihrer Bosheit."

Sikatora war dieser Erzählung seines Begleiters mit großer Aufmerksamkeit gefolgt. Wie aus den Briefen des hl. Franz Xaver und aus den Berichten seiner Nachfolger klar hervorgeht, denen der eben mitgeteilte Zug entnommen ist, war der traurige Zustand der Besessenheit, von dem wir auch im Evangelium so manches Beispiel lesen, damals in Japan

keineswegs etwas Ungewöhnliches. Sikatora mag selbst solche unglückliche Wesen gekannt haben, welche die schreckliche Knechtschaft des Bösen, aus der uns Jesus Christus erlöst hat, den Menschen sichtbar vor Augen stellen. Auch von der auffallenden Macht der christlichen Lehrer über diese Plage mag er schon gehört haben; hier aber sah er sich zum erstenmal einem Falle gegenüber, den er selbst näher prüfen konnte. Er fragte deshalb den Knaben, und dieser nannte ihm mehrere angesehene Männer des Hofes als Augenzeugen des wunderbaren Ereignisses, und der Prinz beschloß, der Wahrheit auf den Grund zu kommen.

Während dieses Gespräches waren die beiden, dem Laufe des Baches folgend, an das Götzentempelchen des Kwannon gekommen, und der Prinz warf auf die plumpe Figur einen Blick, in dem sich zum erstenmal ein gut Teil Verachtung spiegelte.

„Seht doch diese häßliche Teufelsfratze!“ sagte der Page, ein Kreuz schlagend. „Diese Glotzaugen! dieser Wanst! und diese Unmasse von Armen, welche den Götzen wie die Speichen eines Rades umgeben, und in jeder der vielen Hände trägt er einen andern kleinen Götzen!“

„Die 36 Arme Kwannons bedeuten die 36 Windrichtungen, die ihm als Beherrscher des Luftraumes zukommen,“ sagte Sikatora. „Ich will nicht, daß du über diese Bilder spottest, die unsere Väter anbeteten und deren Sinn du nicht einmal verstehst. Übrigens habt ihr Christen ja auch Bilder in eurer Pagode, wie ich neulich sah.“

„O Herr, aber wir beten sie nicht an, und dann werdet Ihr doch eingestehen müssen, daß sie viel, viel schöner sind

als diese Teufe —. O Herr, ich will Euch nicht erzürnen! Nur um das eine bitte ich Euch. Habt Ihr nicht in unserem Kirchlein das Bild einer wunderschönen Frau mit einem lieblichen Kinde auf den Armen gesehen? — Es ist die Himmelskönigin, und sie heißt Maria. Wir grüßen sie als den Sitz der Weisheit; sagt alle Tage aus gutem Herzen: ‚Maria, hilf mir die Weisheit finden!‘ denn ich weiß, daß Ihr nach Wahrheit forschet.“

4. Der Neffe und die Muhme.

Der Pfad führte jetzt durch ein schönes Wiesenthal, an zierlichem Buschwerk und wohlgepflegten Blumenbeeten vorüber nach einem Teiche, auf welchem Scharen der prachtvoll gefiederten Mandarinenten schwammen. Diese schönsten aller Schwimmvögel mit dem langen Busch von weißen, purpurroten und grünen Federn, welche auf den bräunlich orangeroten Rücken niederfallen, haben China und Japan zur Heimat und finden sich daselbst nur auf den Gartenteichen Vornehmer. Daher werden sie von den Europäern Mandarinenten genannt; die Japaner heißen sie Ossidori.

„Da sind wir am Ossidoriteich," sagte der Page. „Dort auf der Insel seht Ihr das Dach des Gartenhauses, in welchem die Königin Euch erwartet. Hört! die Prinzessinnen singen zu den Saiteninstrumenten eines der endlosen alten Lieder mit den unzähligen Götternamen. Soll ich Euch melden?"

„Es ist nicht nötig. Du magst hier an der Brücke bleiben und kannst mich später zum Schlosse begleiten." Damit schritt Sikatora an dem sich tief verneigenden Pagen vorüber auf die zierliche Brücke zu, welche sich in leichtem Bogen über den Teich spannte. Als die Ossidori seiner ansichtig wurden, breiteten sie die stahlblauen Flügel aus und kamen, laut schreiend und den roten Schnabel gierig vorstreckend, über die

stille Wasserfläche herbeigeflattert; denn sie wußten, daß ihnen der Jüngling irgend einen Leckerbissen zuwerfen werde. Das that er auch, schritt aber, ohne sich aufzuhalten, über die Brücke und durch das Buschwerk zum Gartenhause der Königin.

Dasselbe war ein geräumiger, nach allen Seiten offener Kiosk, dessen bunt bemalte und reich vergoldete Säulen auf zierlichem Gebälke ein leichtes Dach trugen. Statt der Wände war Gitterwerk aus Bambusstäben angebracht, und verschiebbare Seidenschirme mit kostbaren Stickereien gaben Schutz gegen Sonnenschein, Zugluft und neugierige Blicke. Als Sikatora an den Stufen der kleinen Treppe erschien, die von dem Rasenplatze in das Gartenhaus führte, brach auf einen Wink der Königin der Gesang ab, und die drei Prinzessinnen erhoben sich, ihren Vetter, den Liebling des ganzen Hofes, zu begrüßen.

„Wie schade, daß ich Euer Lied störe!" sagte er freundlich. „Preist es doch, wenn ich nicht irre, die Weisheit und Gerechtigkeit Sinkowogus, der hochberühmten Wittib des vierzehnten Mikado, unter deren Regierung Japan Tage des Glückes und Friedens verlebte. Wie sehr muß ein solches Lied meiner lieben königlichen Muhme gefallen, der selber ein ähnlicher Heldengeist im Herzen wohnt!"

„Man sieht, Neffe, daß du am Kaiserhofe zu Meako erzogen wurdest, und wahrlich, dieses höfliche Wort macht deiner Erziehung alle Ehre!" sagte die Königin, und ein flüchtiges Lächeln flog über ihre stolzen und keineswegs gewinnenden Züge. „Geschwind bringt ihm zum Lohne dafür Thee und Kuchen und Wildpret. Hier zu meinen Füßen rückt ihm das Tischchen zurecht, und dann geht in den Garten luftwandeln;

denn Sikatora und ich haben eine wichtige Sache zu besprechen."

Im Nu stand eines der niedern Tischchen neben der Königin, und auf den Wink derselben kauerte Sikatora daneben auf eine Matte nieder, um aus kostbarer Tasse von Rosaporzellan das duftende Getränk seiner Heimat zu schlürfen.

„Nimm auch von dem Fasan," sagte die Königin. „Er ist dein Teil der Jagdbeute, den du vorgestern nach Hause brachtest."

„Dann verdanke ich ihn dem edeln Falken, den du mir schenktest, o Königin! Einen stolzern Vogel habe ich nie gesehen; wie ein Pfeil stieg er in die Luft und stieß auf den armen Fasan, der sein schillerndes Gefieder eben sorglos in der Sonne vor dem Neste spreitete."

Während der Prinz von den Speisen genoß, betrachtete ihn die Königin mit Wohlgefallen. Die stolze Frau glaubte in dem Jüngling das Werkzeug gefunden zu haben, durch welches sie das Ziel ihres Strebens zu erreichen hoffte: Befriedigung ihrer maßlosen Herrschsucht und ihres glühenden Christenhasses. Siwan, ihr königlicher Gemahl, war kein entschiedener Feind des Christentums; ja er hatte es sogar gehegt und geschützt und hatte schon mehr als einmal Lust gezeigt, selbst Christ zu werden. Sie haßte ihn dafür. Von ihren Söhnen war der jüngere und fähigere wirklich Christ geworden; sie haßte auch ihn, er galt ihr nicht mehr als Sohn. Sein älterer Bruder war ein Schwächling, eine Null; an ihn konnte sie für die Erreichung ihrer Zwecke nicht denken. Sie hatte freilich einen Bruder, Sikatondono mit Namen, einen der reichsten und mächtigsten Fürsten Japans; auf ihn

hatte sie lange Zeit gehofft. Doch derselbe war ein ruhiger und gemächlicher Herr und überdies kinderlos; er eignete sich also gleichfalls nicht zum Gründer eines neuen Herrscherhauses, und das war ein Teil der Pläne, welche die ehrgeizige Frau sich zurechtgelegt hatte. Sie hatte nun ihren Bruder Sikatondono dazu vermocht, unter dem höchsten Hofadel des Kaisers einen Knaben an Kindes Statt anzunehmen, welcher, wie man ihr versicherte, die Talente besaß, die ihn zum Krieger wie zum Fürsten befähigten.

Die Wahl war auf unsern Sikatora gefallen, und sie schien eine überaus glückliche. Der Jüngling vereinigte in sich reiche natürliche Gaben des Leibes und des Geistes. Der schlanke und doch kräftige Körper war in allen ritterlichen Künsten wohl geübt, auf welche der Adel Japans Gewicht legte; sein Auftreten gewandt und anmutig; die offene Stirne, das lebhafte Auge, die schönen Züge ließen auf einen feurigen Geist und ein treues Herz schließen, und in der That war Sikatora von Natur für alles Große und Edle empfänglich und nährte in seiner Seele den Wunsch, dem Glücke und dem Ruhme der lieben Heimat mit seinem Herzblute zu dienen. Das alles befähigte den Jüngling für die Rolle, die ihm der Ehrgeiz seiner königlichen Muhme zugedacht hatte. Nur ein Punkt war ihr noch zweifelhaft: welche Stellung nahm er dem Christentum gegenüber ein? Wie sie wohl bemerkt hatte, dürstete der Jüngling ebenso begierig nach Wahrheit wie nach Ruhm, und es stand zu fürchten, daß auch er die Religion der Heimat mit dem fremden Glauben vertauschen werde. Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit versetzte die Königin in Wut; sie wollte einem solchen Schritte, der alle ihre Pläne durchkreuzen mußte,

rechtzeitig vorbeugen. Diesen Zweck hoffte die Fürstin dadurch zu erreichen, daß sie dem Ehrgeiz Sikatoras ein Bild vorführte, verlockend genug, um selbst einen Christen zum Abfall zu vermögen, geschweige denn einen Heiden vom Christentume fernzuhalten. So meinte wenigstens sie.

Während der Jüngling speiste, hatte die Königin manches freundliche Wort an ihn gerichtet. Jetzt aber, da er gesättigt die kostbaren Lackschalen von sich schob, sagte sie, das schwere Seidengewand, das über die Stufen der Estrade herabwallte, an sich raffend:

„Nun setze dich auf diese Stufe hier, mein Neffe, und höre die Worte deiner Muhme! Mit Freuden vernahm ich, wie du heute statt des Fürsten von Tosa, den die Götter strafen werden, nach Väterfitte dem Midsu-no-Kami opfertest. Möge dir immer dieser fromme Sinn für den Glauben unserer Heimat bleiben! Denn, glaube mir, die schlimmste Gefahr, die unser teures Japan jemals bedrohte, ist fremdes Wesen und fremder Glaube. Nicht umsonst hat der Kaiser von China sein Reich zum Schutz gegen alles Fremde mit der großen Mauer von 10 000 Li (1000 Stunden) abgesperrt; unser Reich aber haben die Götter selbst mit der viel stärkern Wassermauer des Weltmeeres umwallt. Ach, sie wäre unüberwindlich stark, wenn unsere Fürsten nur nicht selbst den verhaßten Fremden Thür und Thor geöffnet hätten! Mit ihrer Hilfe sind sie eingedrungen, und es ist die höchste Zeit, daß wir sie hinauswerfen und so Japan den Japanern erhalten. Ach, mein Neffe, wie sieht es aus auf dieser unserer herrlichen Insel Schimo? Die Fürsten von Goto, von Arima, von Omura — die Götter mögen sie vernichten! — sind Christen! so gehört der ganze Westen und

die Mitte der Insel den verhaßten Fremdlingen. Eben jetzt gründen sie die Hafenstadt Nagasaki und öffnen so ein weites Thor in dem schützenden Wasserwall! Hier im Osten ist das Reich Bungo schon nahezu in ihrer Gewalt; ist doch mein eigener Sohn zu ihnen abgefallen, und Siwan selbst, mein Gemahl, hat bereits mehr als einmal Miene gemacht, ihr den Göttern verhaßtes Gesetz anzunehmen."

Die Augen der Fürstin sprühten vor Haß, und ihre Stimme stockte, als sie dieses sagte. Sikatora blickte fast erschrocken in ihre von Leidenschaft entstellten Züge. Dann fuhr sie fort: „Bis jetzt ist es mir gelungen, ihn davon abzuhalten. Wenn er es thäte, bei Dsin-Mu, dem göttlichen Gründer unseres Reiches! es würde schrecklich enden. So ist also die Macht der Fremden auf unserer Insel groß. Auf der Nachbarinsel Sikoku haben sie den Fürsten von Tosa in ihren Schlingen (freilich dürfte es ihm nach seinem offenen Abfall zum fremden Glauben schwer werden, sich der Herrschaft zu bemächtigen). Und, was das Schlimmste ist, auf Nippon, der großen Hauptinsel, arbeitet der allgewaltige Schogun Nobunanga selbst den Fremdlingen in die Hände. Er, der vermöge seines Amtes der Kronfeldherr des Mikado (des Kaisers) sein sollte, welcher seinen heiligen Ursprung durch die Geschlechter von mehr als 2000 Jahren auf den göttlichen Dsin-Mu und durch diesen auf den Sonnengott selbst zurückführt — gerade der Schogun ist pflichtvergessen genug, im Bunde mit den christlichen Fürsten den Mikado zu einem Schattenherrscher zu machen und alle Gewalt an sich zu reißen! Ist es nicht so, mein Neffe?"

„Es ist, wie du sagst. Nobunanga ist Alleinherrscher; kein Mensch fragt am Hofe von Meako mehr nach dem Mikado;

die fremden Lehrer gelten alles bei ihm; ich selbst sah es, wie er sie mit der größten Freundlichkeit durch alle Räume seines Palastes geleitete. Seine erste Gemahlin hat das fremde Gesetz angenommen; die Bonzen behandelt er mit Verachtung, und schon mehr als ein Kloster derselben ließ er in Brand stecken. Aber weshalb sagst du mir das alles?"

„Weshalb? Ahnst du es nicht? Dich, dich haben die Götter zum Rächer berufen an diesem Nobunanga, an diesen treulosen Fürsten, an diesen verhaßten Fremdlingen! — Hör mich zu Ende, dann erst rede. Ich weiß, was du sagen willst: du seiest ein Knabe und noch nicht reif für ein solches Unternehmen. Du hast recht; aber in drei, vier Jahren bist du ein Mann, und so lange werden die Vorbereitungen auch noch brauchen. Es ist aber nötig, daß du dich von heute an mit denselben befassest. Die Mittel, welche dir zur Verfügung stehen, sind groß. Gebietet doch mein Bruder Sikatondono über 30 000 Zweischwertmänner; binnen Jahresfrist wird dir auch das Reich Tosa dienstbar sein, und daß das mächtige Reich Bungo dir und nicht einem meiner Söhne zufalle, dafür will ich sorgen. Du wirst über ein Heer von 100 000 Mann gebieten. Und das ist nicht alles: die Bonzen mit ihren unermeßlichen Tempelschätzen, das Volk mit seinem zähen Glauben an die alten Götter, die Mehrzahl der Fürsten wird auf deine Seite treten, sobald du einmal den Ruf erhebst: ‚Für unsere Götter und unsern Mikado! Fluch dem verräterischen Schogun und seinem Anhange von fremden Betrügern!' Du wirst den Mikado wieder in seine heiligste Herrschaft einsetzen, wirst an Nobunangas Statt sein treuer Kronfeldherr und Japans Retter von drohender Fremdenherrschaft sein, und alle künftigen Geschlechter werden den Neffen der Königin von Bungo in ihren Heldenliedern feiern! Was nun, mein Knabe? Brennt dir das Herz nicht im Leibe?"

Das leidenschaftliche Weib hatte ihren verlockenden Plan mit zündenden Worten vorgetragen, welche in dem für kühne Thaten empfänglichen Herzen des Jünglings nicht ohne Wirkung blieben. Schon wollte er mit Begeisterung seine Bereitwilligkeit erklären; da kamen ihm, er wußte selbst nicht wie, die Worte des christlichen Pagen in den Sinn, und es war ihm, als träte das liebliche Bild der Jungfrau mit dem Kinde, welches er in der christlichen Kapelle gesehen, vor seine Seele. So antwortete Sikatora mit einer Ruhe, welche die Königin nicht erwartet hatte:

„Ich danke dir, gute Muhme. Alle deine Worte will ich in meinem Herzen erwägen. Ich sehe nur ein Hindernis, das mich vor dem Beschreiten der Heldenlaufbahn zurückhalten könnte, welche du mit so glühenden Farben mir vorzeichnetest."

„Und das wäre?"

„Die Erkenntnis, daß der Christenglaube der wahre sei."

Die Blässe des Zornes bedeckte das Gesicht der Königin, und mit heiserer Stimme sagte sie: „Ha, wenn auch du zu diesem Verrate fähig wärest! Zertreten würde ich dich!" Sie wollte noch weiter reden; aber eines der Hoffräulein nahte sich dem Gartenhause und rief:

„Herrin, der König kommt!"

5. Natur und Gnade.

Seit der Unterredung Sikatoras mit der Königin waren Wochen vergangen, und noch immer schwankte das Herz des Jünglings unentschieden zwischen dem Bilde irdischer Größe, das wie ein leuchtendes Meteor vor seinem Blicke emporgestiegen war, und dem Rufe der Gnade, die immer lauter zu seinem Herzen redete.

Schon in den ersten Tagen nach jener Besprechung hatte er auf einem einsamen Spaziergange am Meeresufer, zu welchem vom Parke aus eine Treppe führte, den blinden Tobias getroffen. Er hatte sich zu ihm gesetzt und ihn über das wunderbare Ereignis im Haine Kwannons gefragt, von welchem ihm der Page Stephan erzählt. Der Blinde bestätigte mit großer Bescheidenheit die Thatsache, die ganze Wunderwirkung der Kraft des heiligen Kreuzes zuschreibend. Ein Gespräch über die christliche Religion folgte, in welchem der Prinz behauptete, schon der Gedanke eines Gottes, der am Kreuze sterben könnte, sei lächerlich, während der Blinde in ergreifender Weise erklärte, daß es der erhabenen Liebe eines Gottes würdig sei, aus Erbarmen zur gefallenen Menschheit die menschliche Natur anzunehmen und in ihr durch Leiden und Tod der göttlichen Gerechtigkeit genugzuthun. Der Prinz konnte sich der Erhabenheit dieser Auffassung nicht

verschließen, obschon er vom Glauben noch weit entfernt war. Aber immer wieder fragte die Gnade in seinem Herzen: „Sollte es wahr sein? Sollte ein Gott für mich am Kreuze gestorben sein? Und wenn es wahr wäre, was müßte ich dann aus Liebe zu diesem Gotte thun?“

Sikatora traf seither den Blinden wiederholt und redete mit ihm über manche andere Glaubensfragen. Einen ganz besondern Eindruck machte auf ihn der Vergleich zwischen der christlichen Schöpfungslehre und den lächerlichen japanischen Fabeln von den sieben Göttern, deren einer ein Schwert in die Luft warf, an dessen Klinge ein Wassertropfen zusammenfloß, der sich in die Hauptinsel Japans verwandelte! Er begann die christliche Lehre ernstlich zu prüfen; aber die Königin erhielt Kunde von seinen Zusammenkünften mit dem Blinden und traf Vorkehrungen, dieselben zu verhindern. Sie überschüttete den Jüngling mit Schmeicheleien und ließ ihn kaum von ihrer Seite kommen. Sie schürte das Feuer seines Ehrgeizes und zeigte ihm immer wieder das berückende Bild kriegerischen Ruhmes. So sah er sich als Feldherr in wild wogender Schlacht, als Sieger beim Einzuge in die eroberte Hauptstadt, in die er unter dem Jubel des Volkes den verbannten Mikado zurückführte, als Retter der teuren Heimat, für deren Glück sein Herz entbrannte. Solche Bilder wirkten wie Fanfarengeschmetter auf seine Einbildungskraft, die, einem mutigen Streitroß gleich, den Kampf herbeisehnte. Mehr als sonst übte er sich im Fechten und Reiten und galt in kurzer Zeit als ein Meister aller ritterlichen Künste. Pfeil und Bogen handhabte er als Knabe schon vortrefflich; auch im Schießen mit dem Feuerrohr, das ihm König Siwan geschenkt hatte,

zeichnete er sich aus. Dann saß er wieder brütend über den alten Heldenbüchern, welche die jahrhundertelangen Kämpfe der Schogunfamilien Minamoto und Taira, Gensi und Feike, schilderten, den Helden Yoritomo feierten, die glorreichen Siege über die Tataren erzählten, und das Auge des Jünglings leuchtete vor Begier, ähnliche Thaten zu vollbringen.

Es gab aber auch Stunden, in denen die Gnade an sein Herz klopfte. Die Königin ahnte das, und sie beschloß, rechtzeitig einen Bundesgenossen herbeizurufen, ihren Bruder Sikatondono, der auf ihren Rat Sikatora an Kindes Statt angenommen hatte. Zu den Provinzen, die diesem mächtigen Fürsten gehorchten, zählte das Reich Buigen, das an Bungo grenzte. Ihn lud sie zum Besuche nach Usuki ein, und als er mit fürstlichem Gefolge zu längerem Aufenthalte eingetroffen war, redete sie ihm von der Neigung Sikatoras für das Christentum. Groß war der Zorn des Japaners, der in seinem dünkelhaften Stolze kaum ein schmachvolleres Verbrechen sich denken konnte als den Abfall von japanischer Sitte zu fremdem Wesen. Sofort beschied er Sikatora vor sich und drohte ihm mit Enterbung, Verstoßung, Kerker und Tod, wenn er solche Schmach auf seinen Namen laden würde. Kein Wort der Erwiderung duldete der zürnende Fürst, und er ließ sich erst besänftigen, als ihm der Jüngling versicherte, er habe auch noch nicht im Ernste an die Annahme des Christentums gedacht.

Es ist begreiflich, daß Sikatora durch den Zorn seines Adoptivvaters, dem er seine ganze Stellung verdankte, sich wenigstens eine Zeitlang bestimmen ließ, sein Ohr dem Rufe der Gnade zu verschließen. Noch gefährlicher wurde ihm das

Urteil des Königs, der ihn mit Beweisen seiner Gunst überschüttete und den er eines Tages um seine Meinung über das Christentum befragte.

„Es ist gewiß eine merkwürdige Lehre," sagte der König, der alles kühl mit der Wage des politischen Nutzens abzuschätzen pflegte, „und wohl wert, daß wir dieselbe studieren, wie wir ja auch die Lehren des Konfutse und anderer ausländischer Philosophen kennen lernen. Das christliche Sittengesetz ist rein, aber so streng, daß ich bezweifle, ob es sich praktisch durchführen lasse. Die Lehrer freilich, die es verkünden, und die ich seit 25 Jahren scharf beobachte, erfüllen es mit erstaunlicher Genauigkeit; auch die Japaner, die dasselbe annahmen, scheinen es recht treu zu erfüllen. Ich glaube aber nicht, daß es für Japan paßt; unsere Sitten sind zu sehr von seinen Anforderungen verschieden. Jedenfalls ist die Lehre unserer Bonzen bequemer; sie erlauben uns jede Sünde, wofern wir nur ein reichliches Almosen dafür an sie entrichten."

„Aber ist nicht gerade die größere Reinheit und Heiligkeit der christlichen Religion ein Beweis ihrer Wahrheit?" fragte Sikatora.

„Vielleicht," entgegnete die Achseln zuckend König Siwan. „Es gab eine Zeit, wo ich das meinte und fast entschlossen war, die Taufe zu empfangen. Ich war damals sehr jung, nicht älter als du, und in diesem Alter ist man zu raschen Entschlüssen geneigt. Ich hörte den großen Franz Xaver in fünftägiger Redeschlacht unsere gelehrtesten Bonzen widerlegen; noch heute staune ich über seinen Geist und über die Glut seiner Rede. Ich konnte nicht anders, als am Schlusse erklären, die Grund-

sätze der christlichen Religion seien gut und vernunftgemäß. Als aber der fremde Lehrer in mich drang, ich solle die Götter Japans verlassen und mich zu seinem Gotte bekehren, sagte ich ihm, ich könne das jetzt unmöglich, ohne meine Herrschaft zu verlieren, versprach ihm aber Schutz für seine Brüder. Da entgegnete er, er wolle für mich beten, daß ich um der irdischen Krone willen nicht der himmlischen verlustig gehe, und schied aus Japan. Bald nachher soll der wunderbare Mann elend und verlassen auf einer Insel gestorben sein; wie konnte sein Gott, wenn er der wahre ist, seinem treuesten Diener also lohnen?"

„Die Christen werden sagen, er belohne ihn im Himmel," entgegnete der Prinz. Dann fügte er hinzu: „Es läßt sich aber doch nicht leugnen, daß unsere Bonzen eine Menge alberne Lügen und Märchen lehren!"

„Ganz gewiß — wer wird ihnen glauben?" rief Siwan. „Aber auch die Christen lehren manches, was mir albern scheint. Mit einem Worte: ich habe mich bis jetzt für keine Religion entschieden und will abwarten, welche den Sieg davonträgt. Das halte ich für die Handlungsweise, die einem klugen Fürsten ziemt, und ermahne dich, ebenso zu handeln. Die weitaus größte Mehrzahl von Japans Fürsten und Volk stehen noch immer auf seiten Buddhas oder des alten Kamidienstes; ich bin bereit, ebenfalls zu ihnen zu stehen. Einige Fürsten und etwa 100 000 Japaner haben das Christentum angenommen, und Nobunanga selbst scheint es offen zu begünstigen. Gut; sobald ich sehe, daß sich Japan für Christus entscheidet, bin ich auch bereit, mich taufen zu lassen. Einer meiner Söhne ist Christ, der andere betet unsere Götter an —

so ist für die Herrschaft meines Hauses gesorgt, mag sich nun der Sieg zu Gunsten des fremden Gottes oder der heimischen Altäre entscheiden."

Die kühle, herzlose Berechnung, welche aus dieser Rede des Königs sprach, beleidigte den edlen Sinn des Jünglings. Da konnte er sich doch für die leidenschaftlichen Pläne der Königin noch viel eher begeistern. Aber Siwans Worte dienten gleichwohl dazu, die Stimme der Gnade zu übertönen. „Wenn Siwan, der den großen Franz Xaver predigen hörte und jetzt schon 25 Jahre mit den fremden Lehrern verkehrt, von der Wahrheit ihres Glaubens nicht fest überzeugt ist, so brauche ich mit der Prüfung desselben keine Stunde mehr zu verlieren," folgerte Sikatora. Er bedachte nicht, daß böser Wille die Erkenntnis des Verstandes zu verdunkeln vermag, und daß selbst zwischen Erkennen und Glauben noch ein himmelweiter Unterschied obwaltet, indem zum Glauben Licht und Kraft von oben erforderlich ist. So neigte er zu dem Entschlusse, dem Dienste der Kami treu zu bleiben und sein Leben für den vom Sonnengotte entsprossenen Mikado einzusetzen.

In diesem Sinne sprach er sich auch der Königin gegenüber aus, welche nicht müde wurde, ihn durch Schmeichelworte und glänzende Versprechungen zur Ausführung ihres Planes zu begeistern. Zunächst sollte er mit ihren Empfehlungen und denjenigen seines mächtigen Adoptivvaters Sikatondono der Reihe nach verschiedene mit dem Schogun verfeindete Fürstenhöfe besuchen, um überall freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Niemand war dafür geeigneter als Sikatora, dessen ritterliches Auftreten aller Herzen eroberte.

Schritt für Schritt sollte er auf diese Weise eine großartige Schilderhebung für den Mikado vorbereiten, damit zur rechten Stunde sich ein möglichst großes Heer um dessen Fahne sammle, die Sikatora entrollen wollte.

So schien der Seelenkampf im Herzen des Jünglings entschieden. Allein der Ruf der Gnade verstummte noch nicht. Zwei Knaben beteten häufig in der Kapelle der Missionäre vor dem Bilde der allerseligsten Jungfrau für seine Bekehrung, und die Stunde der Gnade war näher, als dieselben zu hoffen wagten.

6. Der Page Stephan.

Das Königsschloß von Usuki müssen sich meine jungen Freunde nicht vorstellen wie eine Burg am Rhein, mit Erkern und Türmen, Zinnen und Mauern. Es war ein echt japanischer Palast mit einer Unzahl von einzelnen, langgestreckten, durch offene Säulengänge unter sich verbundenen Gebäuden, welche die breite Hügelkuppe krönten und an den Abhängen hier ins Thal, dort zum Meeresufer herniederstiegen. Breite Treppen führten von Terrasse zu Terrasse empor. Auf der untersten Hügelstufe waren Kasernen für wohl 2000 Reiter und die Stallungen für ihre Pferde; auf der mittlern wohnten rechts die königlichen Lanzenträger und Bogenschützen, links verschiedene Beamte, Hofdiener und Pagen. Ein zweites Thor, an dem beständig Geharnischte Wache standen, bildete den Zugang zur obersten Treppe, die am Hauptportale des eigentlichen Palastes mündete. Auch das Hauptgebäude war nur zweistöckig, teilweise sogar bloß ein Erdgeschoß wie die übrigen Gebäude. Es bildete ein längliches Viereck, dessen vordere Schmalseite, die sich der großen Freitreppe zukehrte, eine geräumige Halle war, in welcher sich die Offiziere der Leibwache und die obersten Hofbeamten gewöhnlich aufhielten. Der langgestreckte rechte Flügel, dessen Fenster eine herrliche Aussicht auf den Meerbusen boten, enthielt die Räume des

Königs und der Prinzen; der ihm entsprechende linke Flügel die Zimmer der Königin und ihres Hofstaates, während die hintere Schmalseite des Palastes, zu der man sowohl über den großen Binnenhof als durch die Korridore der Seitenflügel gelangen konnte, einen riesigen Prachtsaal umschloß. Nach Landessitte war der ganze Bau in Holz, aber in kostbaren Arten ausgeführt. Bemalte und reich vergoldete Schnitzereien, welche wunderliche Arabesken und Scenen aus der Götter- und Heldengeschichte Japans darstellten, liefen über die breiten Friese hin, welche von schlanken Säulen getragen wurden. Kostbare Seidentapeten mit prachtvollen Stickereien bedeckten die Wände der Zimmer, zierlich geflochtene Matten und weiche Teppiche den Fußboden.

Ganz besondere Pracht entfalteten die Räume der Königin, und das Auge konnte sich nicht satt sehen an dem bunten Wechsel der Wandstickereien und an dem Reichtum der Zimmergeräte. Von ihren Dienerinnen umgeben, kauerte sie vor dem Toilettenspiegel und war beschäftigt, ihre alternden Züge mit Farbe und Pinsel zu verjüngen. Die vornehmen Frauen Japans verlieren viele Stunden vor dem Spiegel, indem sie sich die Lippen malen und die Spitzen der Augenbrauen aufwärts ziehen. Die Königin war heute schlechter Laune; schon während die Dienerinnen ihr die Haare mit von Gold und Edelsteinen besetzten Elfenbeinstäbchen zu einer neuen künstlichen Frisur aufsteckten, waren sie mit harten Worten und empfindlichen Mißhandlungen überschüttet worden. Jetzt warf sie den Pinsel, mit dem sie die Lippen gefärbt hatte, den armen Mädchen vor die Füße und jagte sie bis auf eines, das zitternd stehen blieb, aus dem Zimmer.

„Nun, Sima, hab' ich dir nicht gesagt, du sollst mir Sikatora beobachten lassen?“ fragte die Königin. „Ist er wieder bei den fremden Bonzen gewesen?“

„Nein, Herrin. Die beiden Krieger, die ich mit deinem Gold bezahle, haben ihn stets bewacht; er war nicht bei ihnen, nicht in ihrem Hause und nicht in der christlichen Pagode. Auch haben die christlichen Bonzen ihn nicht besucht. Aber, Herrin, da ist der blinde Zauberer, der letztes Jahr durch seine Teufelskünste die Geister Kwannons zwang, unsern Bonzen zu schaden, und der hatte gestern mit ihm ein langes Gespräch.“

„Die Götter mögen ihn verderben! Erzähle, was du weißt!“

„O Herrin, gestern abend, als der Mond schon aus dem Meere emporgestiegen war, kam einer der beiden Späher und winkte mir. Er sagte, eben sei ein Knabe in den Hof gekommen — es war der Knabe, welcher den Blinden führt — und habe mit einem Eurer Pagen geredet, der auf ihn zu warten schien. Dann sei der Page —“

„Welcher war es? Der von Funai?“

„O Herrin, dein Blick ist der Blick des Adlers! Aus der ganzen Schar der Pagen hast du ihn herausgefunden.“

„Schon lange hielt ich ihn für einen geheimen Christen. Warte nur, ich will ihn meine und der Götter Rache fühlen lassen! Weiter — erzähle!“

„Dann ging der Page von Funai mit dem Knaben des Blinden zu Sikatora, und nach kurzer Weile sah man alle drei auf dem gewundenen Wege den Hügel hinabsteigen. Unsere Späher folgten ihnen und sahen sie in die Wohnung des Blinden eintreten. Während der eine zurückblieb, holte

mich der andere, und da ich dachte, es sei meiner Herrin daran gelegen, etwas von dem Gespräche zu kennen, das sie pflogen, so schlich ich mich in die Nähe und lauschte, was sonst beileibe nicht meine Sache ist."

„Und was redeten die Gottlosen?"

„O Herrin, Schlimmes! Ich kauerte hart am offenen Fenster, in welches die Strahlen des Mondes hineinfielen; ein Kamelienbusch verdeckte mich. So konnte ich jedes Wort hören und die Anwesenden sehen. Außer Sikatora und den beiden Knaben war nur der Blinde im Zimmer. Als ich ankam, redete derselbe und lästerte alle unsere Götter; er sagte, sie seien nichts als leidige Teufel. Herrin, du wirst mir Gold zu einem Opfer geben, da ich solche Worte wiederhole. — Aber Sikatora war nicht mit dem Blinden einer Meinung und widerredete ihm. Ich kann dir nicht alle die klugen Worte sagen, die er vorbrachte; doch an eines erinnere ich mich: er sagte ihm, seine Lehre untergrabe das Fundament Japans, dessen geborener Herrscher der Mikado deshalb sei, weil er vom Sonnengott abstamme."

„Brav! Sikatora ist noch nicht verloren. Und was antwortete der blinde Lästerer?"

„Herrin, er redete von einem Götterkinde, das gekommen sei, alle Menschen zu wahren Kindern Gottes zu machen, und von einem Zauberbade, in dem sie neu geboren würden, und von einem Zauberbrote, das ihnen ewiges Leben verleihe. Ja, er hatte die Frechheit, zu sagen, er selbst und die beiden Knaben seien in diesem Zauberbade Kinder Gottes geworden, und den Prinzen einzuladen, sich desselben Mittels zu bedienen. Doch müsse er vorher alle Götter Japans abschwören.

Darauf entgegnete Sikatora, nach dieser Lehre wäre jeder Bettler ein Kind Gottes und könne es folgerichtig keine Obrigkeit mehr geben. Der Blinde aber sagte, die Christen fügten sich der Obrigkeit, weil das Gottes Wille sei, und erzählte eine lange Geschichte, wie vor anderthalbtausend Jahren die Christen bösen Kaisern trotz grausamer Verfolgung unverbrüchliche Treue bewiesen hätten."

„Wir werden ihren Gehorsam auf die Probe stellen. Was geschah weiter?"

„Der Blinde übergab dem Prinzen ein Buch und bat ihn, fleißig darin zu lesen. Es enthalte die ganze christliche Lehre, und wenn er etwas nicht verstehe, solle er zu Gott um Erleuchtung bitten und auch den Pagen — sie nennen ihn Stephan oder so ähnlich — oder noch besser den japanischen Gehilfen der fremden Bonzen, der das Buch übersetzt habe, um Belehrung ersuchen. Er selbst werde heute nach Tosa segeln, denn König Paul habe nach ihm verlangt. Endlich sagte der Blinde noch, er hoffe, daß er den Prinzen bei seiner Rückkehr aus Tosa als ein Kind Gottes finden werde. Dann trennten sie sich. Das ist alles, o Herrin!"

„Der blinde Bettler wird dem Narren von Tosa viel helfen können," höhnte die Königin. „Es ist gut, Sima. Jetzt lasse Sikatora zu mir rufen."

„O Herrin, der Prinz ist heute in aller Frühe mit dem Könige und etwa 30 Jägern ins Gebirge auf die Jagd geritten. Ich höre, sie werden erst morgen abend zurückerwartet."

„Richtig, ich hatte es vergessen. Aber um so besser. Dann rufe mir gleich den verwünschten Pagen von Funai. Sag auch Ratiku, er soll einen von seinen Knechten bereit halten."

„O Herrin, willst du ihn töten lassen?“

„Was geht das dich an? Sorge nur, daß du meinen Zorn nicht reizest!“

Das Mädchen verschwand aus dem Zimmer der Königin, und nach wenigen Minuten schon stand der Knabe vor seiner Gebieterin. Er war etwas bleich, denn die Art und Weise, wie ihn Sima gerufen hatte, ließ ihn einen Auftritt erwarten, dem er schon lange halb in Furcht und halb in Freude entgegensah. Er hatte sich durch Gebet darauf vorbereitet, und auch jetzt schwebte ein Ave auf seinen Lippen, während sein unschuldiges Auge beim Betreten des Zimmers fragend das Gesicht der Königin streifte. Dann warf er sich der Sitte gemäß auf den Boden, den Teppich mit der Stirne berührend, und kniete auf einen Wink der Königin in einiger Entfernung von derselben nieder.

„Deine Eltern sind tot, nicht wahr?“ fragte sie mit verstellter Freundlichkeit.

„Ja, Herrin, beide starben, als dein Diener noch ein ganz kleiner Knabe war. Mein Vater fiel in den Kämpfen gegen Satsuma, und meine Mutter überlebte seinen Tod nicht lange.“

„So will ich deine Mutter sein, vorausgesetzt, daß dein Benehmen eine solche Gnade verdiene. Geh jetzt zu den Bonzen und bring mir einen der kleinen goldenen Kitsneh (Füchse); denn wir wollen zusammen dem Inari, dem Schutzgott der Reisfelder, ein Opfer darbringen.“

„O Herrin, das darf ich nicht und das thue ich nicht!“

„Was höre ich!“ rief die Königin mit strenger Miene. „Auf der Stelle bringst du den heiligen Fuchs.“

„Ich darf es nicht. Ich bin ein Christ und darf den Götzen keine Opfer bringen," sagte der Knabe mit Festigkeit.

„Wie, du trotzest mir? Du willst den Befehl deiner Königin nicht vollziehen? Weißt du, was ich über einen ungehorsamen Diener verfügen kann?"

„Du kannst mich schlagen lassen," entgegnete Stephan mit Thränen in den Augen. „Aber auch mein Herr und Gott ist für mich gegeißelt und gekreuzigt worden."

„Pfui über einen Gott, der am Kreuze hängt!" rief die Königin voll Verachtung. „Ich werde dich nicht nur peitschen, ich werde dich wie deinen Gott auch kreuzigen lassen."

„Peitsche mich, kreuzige mich, aber lästere nicht den lieben Heiland, der auch für dich am Kreuze gestorben ist!" entgegnete der Knabe und sprang in heiliger Entrüstung vom Boden auf, wo er gekniet hatte. Flammenden Auges und mit erhobener Hand rief er: „Ich weiß, du hassest ihn und seine Diener. Aber hüte dich! Er wird dereinst mit dem heiligen Kreuze auf den Wolken des Himmels kommen mit großer Macht und Herrlichkeit und alle seine Feinde dem ewigen Tod und den Flammen der Hölle übergeben!"

Die Königin erbleichte, ihre Züge verzerrten sich, und tödlicher Grimm sprühte aus ihren Augen. Sie schlug die Hände zusammen und schrie: „Zu Hilfe! Sima, Oza und ihr andern! Seht," sagte sie zu den Dienerinnen, die erschrocken in das Zimmer stürmten, „seht! So weit ist es mit diesen Christen gekommen, daß ein Knabe der Königin von Bungo nicht nur den Gehorsam verweigert, sondern in einer solchen Stellung ihr gegenübertritt und sie mit den Flammen der Hölle bedroht! Ihr seht, wie er es wagt, vor

seiner Königin zu stehen. Ja ich glaube, daß er mich ermorden wollte. Geschwind, Sima, ruf mir meinen Erstgeborenen Joscimon und bestelle Ratiku mit seinen Knechten in das Vorzimmer!"

Die Pagen und viele andere Diener waren bei dem Lärm eingetreten. Auf einen Wink der Königin faßten sie den Knaben und banden ihm die Hände. Wenige Augenblicke später kam Prinz Joscimon ganz außer Atem hereingestürzt. Der junge Mann hatte eine sehr geringe geistige Begabung, wie sein blöder Blick sofort erraten ließ. Schlimme Leidenschaften hatten überdies seinen Willen entnervt und ihren Stempel unverkennbar den fahlen Zügen aufgeprägt. „Was höre ich?" schrie er. „Empörung? Mutter, man hat dich morden wollen? Wer ist es? Ha, dieser freche Bube, der mich neulich so voll Verachtung anschaute, als ich Inari zu Ehren des heiligen Reisbranntweins etwas viel geschlürft hatte."

„Joscimon, räche deine Mutter! Er hat mir den Gehorsam versagt, mich mit dem Tode bedroht und unsere Götter gelästert," rief die Königin mit vor Wut bebender Stimme.

Der arme Page stand inmitten der Höflinge zwischen der Königin und ihrem Sohne wie ein Lamm unter den Wölfen. Umsonst suchte er die gebundenen Hände um Gnade flehend zu erheben, umsonst baten seine thränenvollen Augen um Mitleid. Als er sich verteidigen wollte, schlug ihn der rohe Joscimon mit der Faust ins Antlitz, daß ihm das helle Blut aus Mund und Nase floß. „Was?" schrie der Prinz, „du willst meine Mutter auch noch zur Lügnerin machen? Wo ist Ratiku? wo hat er seine Bambusrohre? Hierher! Macht Platz! Hier, vor den Augen der Königin soll das Bürschchen

seine erste Abschlagszahlung, nein, hahaha, seine erste Draufschlagszahlung erhalten!"

Der Henker trat vor und legte den Pagen mit dem Angesichte platt auf den Boden. Dann nahmen er und sein Gehilfe schlanke Bambusrohre zur Hand und blickten auf Joscimon, daß er das Zeichen zum Beginn der qualvollen Strafe gebe.

„Noch einen Augenblick!" rief die Königin. „Knabe, auf daß du erkennest, wie gut ich bin, will ich dir die Strafe erlassen, wofern du unverzüglich dem fremden Glauben entsagst und unsern Göttern opferst."

„Lieber sterben!" sagte Stephan.

„So wirst du doch wenigstens augenblicklich meinen Befehl vollziehen und den heiligen Fuchs herbeiholen?"

„Ich darf es nicht!"

„Schlagt zu!" riefen Joscimon und die Königin. Alsbald sausten die Bambusrohre auf den Rücken des Knaben. Schlag auf Schlag zischte durch die Luft; ein leises Wimmern war die Antwort. Der Knabe krümmte sich vor Schmerz; aber er betete um Kraft und Standhaftigkeit. Auch an seinen Schutzheiligen Stephanus dachte er; da drang aus seinem Herzen und von seinen Lippen ein süßes Flehen für seine Peiniger. „Herr, verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun!" betete der Knabe. Unwillkürlich hielten die Henker ein und schauten nach der Königin.

„Willst du jetzt den Fuchs des Inari holen?" fragte sie. Aber der Knabe schüttelte nur den Kopf und fuhr in seinem Gebete fort. Da sausten abermals die Bambusrohre durch die Luft und stellten ihr grausames Werk nicht ein,

bis das Beten und das Wimmern des Blutzeugen allmählich verstummte.

„Ihr schlagt ihn tot," wagte endlich einer der Hofbeamten den Henkern zu sagen. „Ei was, er verstellt sich nur," entgegnete der rohe Joscimon. „Aber es ist genug für heute; morgen, wenn er wieder munter ist, soll er am Kreuze sterben. Schafft ihn inzwischen in das Gefängnis der Soldaten und sorgt, daß er uns nicht entwische. Man hätte schon längst zum abschreckenden Beispiel ein paar Christen kreuzigen oder bei langsamem Feuer braten sollen; denn sie sind Schufte und Reichsverräter. Mein Vater ist viel zu gut mit diesem Gesindel; aber, Mutter, wir zwei wollen mit ihnen aufräumen! In den Kerker mit ihm!"

Die Henker trugen den ohnmächtigen, elend zerschlagenen Knaben hinaus, und mit sehr verschiedenen Gefühlen trennten sich die Zeugen dieses erschütternden Auftritts.

7. Die Jagd.

Während Stephan bewußtlos auf einem Bündel Reisstroh im dunkeln Kerker lag, schweifte Sikatora im Gefolge der königlichen Jagd voll Lebenslust durch Wald und Berg. Der Tag hatte mit einer fröhlichen Falkenbeize begonnen. Selbst heute ist diese Art von Jagd, ähnlich wie sie bei uns im Mittelalter geübt wurde, in Japan im Gebrauche und sehr beliebt. Noch weit mehr aber war das im 16. Jahrhundert der Fall, wo die Falknerei einen Teil der Erziehung der Prinzen und des höhern Adels ausmachte; giebt es doch ein Werk in japanischer Sprache über die Zucht der Falken und die Falkenjagd, das nicht weniger als 72 Bände zählt.

Die Jagdgesellschaft war zunächst nach einem kleinen See geritten, dessen Ufer von hohem Schilf umkränzt waren und in dem sich gewöhnlich zahlreiche Sumpf- und Wasservögel tummelten. König Siwan, sein Gast Sikatondono, Sikatora und die vornehmen Herren des Hofstaates hielten zu Pferd am Saume eines Wäldchens; zwischen ihnen und dem Schilfrande dehnte sich eine breite Wiesenfläche, auf welcher die Jagd stattfinden sollte, sobald die Treiber, die auf Kähnen vom andern Ufer her über den See kamen, die Vögel aufscheuchen würden.

„Haltet euch bereit," sagte der König. „Wenn die Kähne den äußersten Schilfsaum berühren, so wird das Zeichen gegeben."

Die Herren nahmen aus der Hand der Diener ihre Falken und setzten sie auf die linke Faust. Die Vögel hackten ihre Fänge in den Lederhandschuh und schüttelten ungeduldig den Kopf, der von einer zierlichen Kappe bedeckt war. Sikatoras Falke war ein besonders schöner und stolzer Vogel; unmutig sträubte er sein rötlichbraunes, schwarzgebändertes Gefieder. „Ha Buz," sagte der Prinz und streichelte ihm die Nackenfedern, „hörst du sie im Schilfe schnattern und gurren, pfeifen und locken? Das war eine Rohrdommel, keine Beute für dich! Du mußt dir einen stolzen, königlichen Vogel wählen. Da schnattern die Wildenten — laß sie fliegen! Aber horch — sollte das nicht ein Ibis sein? Merk dir den Burschen mit dem roten Kopf und weißen Schopf und dem langen, gebogenen violetten Schnabel!"

Jetzt flogen ein paar Wildenten auf und strichen mit weit vorgestreckten Hälsen über die Wiese und den Wald einem weiter oben gelegenen Sumpfe zu. Gleich darauf ertönte vom See her ein schriller Pfiff. „Die Treiber sind zur Stelle," sagte der König. „Jetzt, Sikatora, laß mich eine Probe deiner Geschicklichkeit sehen!" Mit diesen Worten stieß er in ein kleines silbernes Hörnchen, und noch war der Ton nicht verhallt, da erhob sich vom See her lautes Geschrei; gleichzeitig drangen auch am Ufer von rechts und links Treiber mit losgekoppelten Hunden in das Schilf und verursachten einen Höllenlärm. Ein ganzer Schwarm von Geflügel erhob sich schnatternd und schreiend in die Lüfte. Unschlüssig schwankte ihr Flug über dem Röhricht; es schien, als wollten sie über die Köpfe der Treiber hinweg nach dem See sich flüchten; aber die Schiffer erhoben ein gewaltiges Geschrei und schlugen mit den Ruderstangen auf das Wasser, daß die Vögel schwenkten und den Weg einschlugen, den soeben die Wildenten über die Wiese und den Wald genommen hatten. Als der Hauptschwarm ungefähr über der Mitte der Wiese flatterte, gab der König ein zweites Zeichen, und nun stürmten die Reiter aus dem Walde hervor, der sie verborgen hatte. Kaum sah das Geflügel den neuen Feind, so wollte es abermals Kehrt machen; aber das Gekläff der Hunde und das Schreien und Schlagen der Treiber im Schilf bewirkte, daß es unschlüssig hin und her flatterte. Die Verwirrung wurde noch größer, da nun einzelne der Jäger aufs Geratewohl ihre Falken steigen ließen. Als der Vogel auf Sikatoras Faust den hellen Kampfschrei seiner Genossen hörte, war er kaum mehr zu bändigen; er schlug mit den Flügeln und schüttelte den Kopf, daß das Glöcklein an seiner Kappe hell ertönte.

„Nur ruhig, Buz," sagte der Prinz. „Noch zeigt sich keine Beute, die deiner würdig wäre. Ein paar Löffelreiher und Rohrdommeln, um die sich deine Brüder streiten, die kannst du immer noch haben. Aber da, was steigt da aus dem Röhricht auf mit langsamen, weit ausgreifenden Flügelschlägen? Den Burschen merk dir, Buz; schau, wie sein weißes Gefieder rötlich schimmert."

Damit hakte er das Kettchen des Falken los, nahm ihm die Kappe ab und warf ihn mit kräftigem Schwung in die Luft. Einen Augenblick schwebte der Falke ruhig; dann faßte sein funkelnder Blick den Ibis, der schief über ihm mit raschen Flügelschlägen zu entfliehen suchte. Flugs stieg der Falke; der Ibis sah den Feind und stieg ebenfalls, und nun suchten sie sich in Wendeflügen zu überbieten. Aber bald hatte der Falke

seine Beute überholt und stürzte sich mit einem lauten Schrei auf dieselbe. Der Ibis drehte den langen Hals nach dem Feinde und suchte diesen mit dem scharfen Schnabel zu treffen. Einen Moment wirbelten die beiden Vögel in der Luft; dann stürzte der Ibis mit blutendem Kopfe hernieder. Bevor er aber die Erde erreichte, war Sikatora zur Stelle, den schönen Vogel mit der Hand auffangend, was als eine ganz besondere Geschicklichkeit des Falkenjägers galt.

„Bravo!" rief ihm der König zu. „Du machst Sikatondono, deinem Lehrer im edlen Weidwerk, alle Ehre. Just im rechten Augenblicke ließest du den Falken steigen und hast die Beute meisterlich aufgefangen. Sieh, da fliegen noch ein paar Wildgänse auf. Nun zeige, ob du auch deines Pfeiles so sicher bist."

„Es sind Schwanengänse," entgegnete Sikatora. „Auf diese darf eigentlich nur der Mikado jagen."

„Der Schogun thut es auch," rief Siwan. „Und was der Schogun auf Nippon thut, das darf sich der König von Bungo in seinem Reiche ebenfalls erlauben."

„In Eurem Namen also," sagte der Prinz und zog zwei Pfeile aus seinem Köcher. Den einen nahm er zwischen die Lippen, den andern legte er auf den Bogen. Mit kräftigem Ruck zog er die Sehne an und zielte. Der Bogen klang und sandte das Geschoß in die Brust des Männchens, daß es sich überschlug und mit ausgebreiteten Fittichen zur Erde stürzte. Aber noch bevor es den Boden erreichte, klang Sikatoras Bogen zum zweitenmal, und das Weibchen taumelte, durch den Hals geschossen, ebenfalls hernieder.

Lauter Beifall der Jagdgesellschaft lohnte den doppelten Meisterschuß. Der Prinz sprang vom Pferde, hob die beiden

schweren Vögel auf und brachte sie samt dem seltenen Ibis dem Könige. „Fürst," sagte er, „gestatte, daß dein dankbarer Diener dir diese Früchte seines Jagdglückes darbiete! Hoffentlich kommt einst der Tag, an dem ich meine Pfeile auf deine Feinde, statt auf wehrlose Vögel, richten darf. Mögen sie dann ebensogut treffen!"

Siwan war freudig überrascht durch die seltene Geschicklichkeit des Prinzen wie durch den feinen Anstand, mit dem er ihm die Jagdbeute darbrachte. Er konnte nicht umhin, die rohen Sitten und die geringe Begabung seines Erstgeborenen mit den wahrhaft fürstlichen Eigenschaften Sikatoras abermals zu vergleichen, und ein Entschluß, den er in letzter Zeit schon oft erwogen, kam in seinem Herzen zur Entscheidung. Für den Augenblick sagte er nur: „Ich danke dir, Sikatora! Du sollst dir an einem dieser Tage von mir eine besondere Gunst erbitten, und diese Jagd soll unter die denkwürdigen königlichen Jagden eingetragen werden."

Die Jagd nahm ihren weitern Verlauf und bot Sikatora noch mehr als einmal Gelegenheit, seine Kunst als Reiter und Bogenschütze zu bewähren. So gelang es ihm, in vollem Galopp dahinjagend, mit seinem Pfeil einen flüchtenden Silberfuchs zu erlegen, den die Geschosse aller seiner Gefährten gefehlt hatten.

Am Abend rastete die Gesellschaft in einem wundervollen Waldthale, wo des Königs tragbarer Jagdpavillon am Rande einer klaren Quelle aufgeschlagen war. Bei der Mahlzeit, die Siwan im Kreise der angesehensten Herren seines Hofes einnahm, zeichnete er Sikatora ganz besonders aus. Dann richtete er im Laufe des Gesprächs das Wort an Yoshiao, seinen

Kanzler, einen freundlichen und in den Gesetzen Japans wohlbewanderten Mann, und fragte ihn, ob ihm Fälle bekannt seien, daß japanische Fürsten ihr Reich mit Übergehung der nächsten Leibeserben an Fremde verschenkt hätten. Die Höflinge horchten hoch auf; Yosihao erwiderte, solcher Fälle gebe es viele, und er zählte eine Reihe derselben auf. Endlich fügte er bei, eine derartige Übertragung sei jedoch nur dann gestattet, wenn die Erben durch sittliche oder leibliche Gebrechen zur Herrschaft unfähig seien, könne aber dann auch heilige Pflicht des Fürsten sein, der ja vor allem das Wohl des Volkes im Auge haben müsse.

Nach der Mahlzeit entließ der König alle bis auf Sikatondono und Sikatora. Mit diesen setzte er sich vor dem Pavillon in den Schatten einer riesigen Platane, welche ihre Äste über die Quelle ausbreitete. „Mein Bruder," begann er, zu seinem fürstlichen Gaste gewendet, „dein Sohn Sikatora hat mir heute große Freude gemacht. Ich will dir nun einen Plan vorlegen, der mich schon länger beschäftigt; Sikatora soll mir aber jetzt nicht antworten, sondern nur zuhören und das Gesagte in seinem Herzen überlegen. Es ist mein Vorsatz, daß die Krone meines Reiches nicht auf Joscimon, der ihrer unwürdig ist, und nicht auf meinen Zweitgeborenen, der Christ geworden, sondern auf Sikatora übergehe. Auch das Königtum Tosa soll er erhalten, und da ihm dein Erbe gleichfalls zufällt, wird er der mächtigste Fürst dieses herrlichen Inselreiches sein und Japans Schicksal in seiner Hand tragen. Nur eine Bedingung hast du zu erfüllen," wandte er sich zum Schlusse an den Prinzen, „welche die politische Klugheit an dich stellt: du darfst jetzt nicht Christ werden."

„Falle nieder, mein Sohn, und danke dem König für dieses Übermaß seiner Gunst!" rief Sikatondono. „Christ darf er nie werden, nie und nimmer — lieber will ich ihn tot sehen als auf den Knieen vor einem Kreuze!"

Sikatora kniete nieder und küßte die Hand des Königs; ein Versprechen aber brachte er nicht über seine Lippen. Am späten Abende ließ ihn Siwan noch einmal zu sich rufen und sagte: „Versteh mich wohl! Ich habe nicht gesagt, du solltest nie Christ werden, sondern nur jetzt nicht. Später vielleicht, wenn du einmal die Gewalt in deiner Hand hast und die Liebe deiner Unterthanen besitzest; *aber nicht jetzt*. Es würde dir sonst ergehen wie meinem Schwiegersohn von Tosa, der mit Hilfe meiner Truppen sein Reich zwar eroberte, aber sobald er für das Christentum eintrat, von den Bonzen wiederum des Thrones beraubt wurde. Ich weiß, daß du mit dem Gedanken umgehst, die Götter Japans zu verlassen, und ich fordere auch nicht, daß du an sie glaubst; ich kenne das kleine Buch, in dem du vorhin lasest, und gebe zu, daß sein Inhalt vernünftiger ist als die Lehre unserer Bonzen; aber die Staatsklugheit, auf deren Rat ein kluger Fürst stets horcht, fordert gebieterisch, daß du *jetzt nicht* weiter gehest. Du wirst also deine Verbindungen mit dem Blinden und durch ihn und den Pagen von Funai mit den fremden Lehrern abbrechen. — Nun gehe nach deinem Zelte und ruhe dich aus. Sieh, wie schön die Sonne untergeht! Welch herrliches, welch reiches Land zu unsern Füßen, das sie mit ihren Scheidestrahlen vergoldet! Sieh die Berge und die Hügel und die gewellte Ebene und im Hintergrunde den strahlenden Golf — dieses herrliche Land soll einst *dein* Reich sein! Sei klug! Nun

gute Nacht, mein Sohn! Du sollst mir jetzt kein Wort erwidern."

Tiefbewegt ging der Jüngling seinem Zelte zu. Wie kam es, daß ihm eine Stelle aus dem kleinen Buche des Blinden die ganze Nacht nicht aus dem Sinn wollte? Die Stelle lautete: „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." Aber die Versuchung war zu verlockend. „Er fordert ja nur, daß ich jetzt den Schritt nicht thue," sagte sich der Jüngling und war entschlossen, auf den Vorschlag einzugehen, als er gegen Morgen endlich in einen unruhigen Schlummer fiel. Da träumte ihm, er jage. Das Wild, das er mit verhängtem Zügel über Berg und Thal verfolgte, war ein sonderbares Wesen, halb Fuchs halb Adler. Und als er ihm endlich nahe war, verschwand es, und der Page Stephan stand vor ihm, in der einen Hand den hohen, seidenen Hut des Schogun, in der andern eine Dornenkrone. „Wähle!" sagte zu ihm der Page. Da griff er lachend nach dem stolzen Schogunhut, faßte aber zu seinem Schrecken in den Stachelkranz und erwachte. Er hatte so lebhaft geträumt, daß er den Schmerz in seiner Hand noch zu spüren meinte.

8. Prinz Sebastian.

Als Stephan nach der grausamen Mißhandlung wieder zu sich kam, lag er auf dem harten Strohlager des Kerkers. Es dauerte eine Weile, bis er sich in seinen Gedanken zurechtfand. Es war dunkel um ihn; tastend fühlte er das Reisstroh und die Wand, und als er sich erheben wollte, stieß er den Kopf an die Decke des engen und niedern Verließes. Alle Glieder schmerzten ihn; namentlich aber quälte ihn ein heftiger Durst. Jetzt erinnerte er sich an die Ereignisse des verflossenen Tages, an den Befehl der Königin, seine Weigerung, ihren Zorn und an die grausamen Schläge. Auch schwebte ihm vor, Joscimon habe ihn zum Kreuzestode verurteilt; doch konnte er sich dessen nicht mehr klar erinnern. Aber ein süßer Friede füllte sein Herz; er dankte Gott, daß er ihn gewürdigt habe, um seines Namens willen zu leiden, und bat um Stärke für den letzten Kampf.

Der Durst zwang ihn endlich, nachzusuchen, ob man ihm nicht einen Krug mit Wasser hingestellt habe, und wirklich fand er einen solchen. Schon setzte er ihn an die heißen Lippen, da kam ihm der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, daß ihm die Missionäre vor seinem Tode die heilige Kommunion bringen könnten, und er stellte den Krug auf den Boden. Dann lauschte er; es schien ihm, er höre draußen Schritte, und er rief. Nach einiger Zeit wurde die Thüre geöffnet.

Der Gefängniswärter, ein alter Mann, trat ein, und durch die halb offene Thüre drang jetzt so viel Tageslicht, daß er den Gefangenen zur Not sehen konnte. „Oho," begann er, „ist der Vogel wieder flügge? Ja, ja, so geht's den Grünschnäbeln, wenn sie zu frech sind! Was focht dich aber auch an, der Königin und Joscimon zu trotzen? Ich rate dir, bitte jetzt schön um Verzeihung, wenn der Prinz kommt, so läßt er dir vielleicht das Kreuz nach. Oder soll ich dir etwa einen scharfen Dolch bringen, daß du dir den Leib aufschlitzen und Hara-kiri machen kannst? Da du der Sohn eines Edelmannes bist, so würde sich das für dich besser passen, als am Kreuze den Tod eines Sklaven zu sterben."

„Guter, alter Chusa, du weißt nicht, was du sagst. Selbstmord ist ein Greuel, der Tod am Kreuze dagegen eine Ehre für den Christen. Da ich aber doch sterben soll, wirst du mir eine letzte Bitte nicht versagen. Schicke deinen Enkel zu den fremden Lehrern und sage ihnen, ich lasse einen von ihnen zu mir bitten, und sie möchten mir das Brot des Lebens bringen."

Der Gefängniswärter ließ sich nach vielen Bitten endlich herbei, eine Botschaft an die Missionäre zu schicken, gab aber wenig Hoffnung, daß Joscimon denselben den Zutritt zum Kerker gestatten werde. Dann stellte er einen Napf mit Reis neben das Lager des Knaben und schloß die Thüre hinter sich wieder ab. Stephan wartete Stunde auf Stunde; aber keiner der Priester kam mit dem ersehnten Brote des Lebens.

Schon am vorhergehenden Tage hatte P. Cabral, sobald die Kunde von dem Vorfalle ins Missionshaus gelangt war, seine Mitbrüder versammelt und sich mit ihnen beraten, was zu thun sei. Es war der erste Fall offener Verfolgung im

Königreich Bungo, und sie beschlossen, alles aufzubieten, daß aus dem Funken nicht ein Brand entstehe, der die junge Christengemeinde mit Verderben bedrohe. Die Missionäre schickten also einen Eilboten an den Prinzen Sebastian, der seit seiner Bekehrung, vom Hofe zurückgezogen, eine Tagreise entfernt auf einem Gute lebte, welches ihm der König übergeben hatte. „Ich glaube nicht, daß Siwan das Wort, welches er Franz Xaver verpfändete, brechen und das Todesurteil vollstrecken lassen wird," sagte P. Cabral. „Aber diesem Joscimon und seiner Mutter, die einen wahrhaft höllischen Grimm gegen das Christentum hegt, traue ich auch das Schlimmste zu. Hoffentlich wird es Prinz Sebastian gelingen, bis zur Ankunft des Königs seinen unwürdigen Bruder in Schach zu halten. Ich selbst werde mich auf den Weg begeben, auf welchem der König morgen abend zurückerwartet wird, und will ihn an sein Versprechen erinnern."

So hatte man es gehalten. Einer jener Eilboten, welche bis auf den heutigen Tag in Japan mit erstaunlicher Schnelligkeit Botendienste thun, hatte Prinz Sebastian ein Schreiben P. Cabrals überbracht, und schon um die Mittagszeit des nächsten Tages traf derselbe, von nur zwei Dienern begleitet, auf dampfendem Pferde vor dem Missionshause ein. Fast gleichzeitig kam vom Schlosse der Enkel des Gefängniswärters mit der Bitte Stephans, daß man ihm das Himmelsbrot bringe. Der Knabe erzählte auch, Joscimon habe Befehl gegeben, am Meeresufer ein Kreuz zu bereiten. „Er hat viel heiligen Saki (Reisbranntwein) getrunken und ist sehr bös," sagte der Knabe.

„Ihr seid also keine Stunde zu früh gekommen," wandte sich P. Cabral an den Prinzen. „Es wird gut sein, wenn wir

uns gleich nach dem Schlosse verfügen. Durch Eure Vermittlung werde ich Zutritt in den Kerker erhalten, um den ich gestern abend und heute früh vergebens bat. Ihr werdet dann das Mögliche thun, um das Verbrechen zu verhüten. Ich nehme die heilige Wegzehrung für unsern braven Stephan mit mir."

Sofort begab sich P. Cabral in die Kapelle, öffnete nach kurzem Gebet das Tabernakel und legte eine heilige Hostie in die vergoldete Pyxis, welche er unter seinem Kleide barg. Dann schritten beide Männer in tiefem Stillschweigen und in Anbetung des unsichtbaren Gottmenschen, den der Priester unter der Gestalt des Brotes trug, dem Schlosse zu. Der Posten am ersten Thore wollte zuerst dem Missionär den Eintritt verwehren, da ausdrücklich verboten sei, den fremden Bonzen einzulassen; aber der Prinz nahm die Verantwortung auf sich, und so stiegen sie zusammen die breite Treppe hinan und begaben sich ohne Verzug nach dem Kerker, welcher in einem abgelegenen Hinterhofe der Bogenschützen stand. Auch der alte Chusa wagte keinen Einspruch, als der Prinz verlangte, daß ihnen die Kerkerthüre geöffnet werde.

Als sie den dunkeln Raum betraten, fanden sie den Pagen sehr erschöpft. Halb verschmachtet, mit vor Fieberglut brennenden Lippen hatte er stundenlang dagelegen und betend auf die Ankunft des Priesters gewartet. Sein erstes Wort, das er mit heiserer Stimme stammelte, war: „O Vater, bringt Ihr mir das Himmelsbrot?" und da der Missionär die Frage bejahte, raffte der Knabe mühsam die zerschlagenen Glieder vom Strohbund auf und warf sich vor dem Heiland, den der Priester trug, anbetend zu Füßen. „Ich bin noch nüchtern," sagte er, „ich habe keinen Tropfen Wasser getrunken, um meinen Herrn empfangen zu können. Jetzt will ich gerne sterben."

Auf einen Wink des Priesters zog sich der Prinz zurück, und Stephan legte seine Beicht ab. Das war bald geschehen. Dann empfing er mit großer Andacht den Leib des Herrn; Prinz Sebastian kniete tief ergriffen an dem Strohlager und betete das Confiteor. Nach der heiligen Handlung verweilten die beiden noch einige Zeit bei Stephan, der voll des himmlischen Trostes sein Leben Gott zum Opfer brachte. Thränen der Rührung flossen den beiden Männern über die Wangen. Dann mahnte P. Cabral, daß es Zeit sei zum Aufbruche. Beide baten den Knaben um sein Gebet, wenn das Opfer, das er dem Herrn dargebracht hatte, wirklich angenommen werden sollte. „Für alle will ich beten," sagte der Knabe, „auch für den König und den edlen Sikatora, und selbst für Joscimon und dessen Mutter, daß Gott sich ihrer erbarme. Ihr aber, betet auch für mich. Vater, gebt mir Euern Segen! Und wenn ich nicht getötet werden sollte, so denkt an die Bitte, die ich euch neulich vortrug."

„Ich gebe dir jetzt schon die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu," sagte P. Cabral tief ergriffen. Dann verließen sie den Kerker. Der Missionär eilte mit einem seiner Gefährten dem König entgegen. Prinz Sebastian suchte zunächst den alten Chusa zu bereden, daß er dem Gefangenen in seiner Wohnung ein bequemes Lager bereite und einen Heilkundigen herbeirufe, der seine Wunden pflege. Der Gefängniswärter schüttelte seinen grauen Kopf und wollte zuerst nichts davon wissen; das sei unerhört in Japan, meinte er, daß man mit Verurteilten solche Umstände mache, und was denn die Künste des Heilkundigen nützten, da Ratiku für den halsstarrigen Pagen, der seinen Trotzkopf an der Königin versucht habe, schon das

Kreuz bereite. Endlich ließ sich Chusa durch die Beredsamkeit eines Goldstücks und das Versprechen, daß der Prinz Joscimon gegenüber alle Verantwortung auf sich nehme, dennoch bewegen, dem Pagen wenigstens einen luftigern Kerker, ein weicheres Lager und bessere Speisen zu besorgen. Dann ließ der Prinz durch Chusas Enkel den Henker Ratiku herbeirufen. Derselbe kam nach einigem Zögern; sein mürrisches Gesicht ließ aber sofort befürchten, daß er den Vorstellungen Sebastians wenig zugänglich sein werde. Die Frage, ob er von Joscimon Befehl habe, den Knaben hinzurichten, bejahte der Henker. „Das Kreuz steht," sagte er finster, „und wenn die Sonne die Berge erreicht, muß der Trotzkopf sterben."

„Nein, er soll nicht sterben, wenigstens nicht, bevor mein Vater, der heute noch von der Jagd zurückerwartet wird, das Urteil meines Bruders bestätigte."

Ratiku zuckte die Achseln und sagte: „Prinz, Ihr älterer Bruder hat zu befehlen."

„Aber das Urteil ist höchst ungerecht, und Joscimon hat es in seiner Trunkenheit gefällt!"

„Darüber hat Ratiku nicht zu befinden. Er thut, was ihm geheißen wird. Seit wann hat in Japan ein Diener über seinen Herrn zu richten? Überdies hat der Knabe unsere Götter gelästert und die Königin mit dem Tode bedroht."

„Mit dem Tode hat er sie bedroht?"

„Ja, Herr, und sogar mit dem ewigen Tode, und so ist es nur recht und billig, daß er am Kreuze sterbe. Wahrlich, ich habe schon Schuldlosere mit Fug und Recht vom Leben zum Tode befördert."

Prinz Sebastian sah ein, daß er mit dem Manne so nicht zum Ziele komme. Er bot ihm Geld, daß er wenigstens Mittel finde, die Vollstreckung des Urteils aufzuschieben, bis der König zurück sei. Auch darauf wollte sich der Mann, der die Christen haßte und schon lange gern an ihnen sein blutiges Handwerk geübt hätte, durchaus nicht einlassen. „Das Kreuz steht," sagte er. „Der Speer, der die Brust des Verurteilten durchstoßen soll, ist scharf; was braucht es mehr? Redet mit Joscimon. Wenn Joscimon nicht Gegenbefehl giebt, so stirbt der Knabe mit dem letzten Sonnenstrahl!"

Sebastian beschloß, seinen Bruder und seine Mutter aufzusuchen, obschon er wenig Hoffnung hatte, den Trunkenbold zur Vernunft zu bringen. Ratiku warf dem davoneilenden Prinzen einen bösen Blick nach. „Nimm dich in acht!" sagte er für sich. „Wenn Joscimon das Erbe seines Vaters einmal antritt, steht dein Kopf nicht fester als derjenige der andern Christen. Na, dann wird es Arbeit für mich geben!"

Schweren Herzens stieg Sebastian die breite Treppe empor und betrat die Vorhalle des königlichen Palastes. Der Offizier der Leibwache trat ihm mit den Worten entgegen: „Prinz, ich rate Euch, verlaßt das Schloß! Euer Bruder ist in einer Stimmung, in welcher Ihr des Lebens nicht sicher seid."

„Um so notwendiger ist meine Anwesenheit. Seit wann ist denn der Hof von Bungo der Schauplatz solch blutiger Willkür, daß selbst das Kind des Hauses fliehen müßte? Ihr seid verpflichtet, meinen Bruder, der ja nicht zurechnungsfähig ist, mit Gewalt an der Vollstreckung seiner Grausamkeit zu hindern. Die Verantwortung nehme ich auf mich. Könnt Ihr Euch auf die Leibwache verlassen?"

Der Offizier schüttelte den Kopf und sagte: „Ich weiß es nicht, ich fürchte, nein. Es waren Bonzen da und verlangten im Namen Inaris das Leben des Pagen.“

„So muß ich zur Mutter,“ sagte Prinz Sebastian. Da kam aus dem Seitengang, der zu den Zimmern der Königin führte, Joscimon mit einigen seiner Zechbrüder. Ein Blick in das gerötete Gesicht und in die blöden, wässerigen Augen des Bruders belehrte Sebastian, daß es umsonst wäre, jetzt auch nur ein Wort an denselben zu verlieren. Er wollte an ihm vorüber; aber der Trunkene faßte ihn am Arme und schrie: „Oho, Brüderchen, auch hier? Willst du auch sehen, wie wir den christlichen Pagen kreuzigen? Komm mit. Ich will dem Henker Ratiku sagen, er soll nicht länger warten, sonst kommt am Ende der Vater und verdirbt uns den Spaß.“

„Joscimon, ich bin gekommen, dich zu bitten, daß du auf den Vater wartest. Es dürfte dir schlimm gehen, wenn du in seiner Abwesenheit ein Todesurteil vollstrecken ließest.“

„Wie? drohen? Brüderchen, du bist auch einer von diesen Verrätern an unsern Göttern! Nimm dich in acht, daß nicht Inari oder Hatsiman oder ein anderer unserer Götter deinen Kopf verlangt. Beim göttlichen Dsin-mu, ich ließe ihn dir heute noch mit Vergnügen herunterschlagen!“

„Für so schlecht halte ich dich nicht, Bruder. Laß mich los; ich will mit der Mutter reden.“

„Nun, so rede mit der Mutter, soviel du willst. Ich gehe Ratiku suchen, und dann muß mir der Page dran, hörst du? Dran, dran!“

9. Die Entscheidung.

Prinz Sebastian wurde von seiner Mutter nicht gnädig empfangen. Sie haßte ihn, weil er die japanische Religion mit der christlichen vertauscht hatte, und haßte ihn um so bitterer, als sie früher gerade auf diesen Sohn die Hoffnungen ihres Ehrgeizes gesetzt hatte, welche nun, wie wir gehört haben, Sikatora erfüllen sollte. Für das Leben des Pagen wollte sie keinen Finger rühren; das seien Joscimons Angelegenheiten, der den König in dessen Abwesenheit nach Recht und Sitte vertrete. Seit wann man übrigens in Japan um das Leben eines Dieners ein solches Aufheben mache? Am Hofe ihres Vaters sei fast jede Woche einer hingerichtet worden, und wahrlich wegen geringerer Fehler, als dieser halsstarrige Knabe begangen habe, der die Götter schmähte und seine Königin mit Tod und Hölle bedrohte. Mit Recht verlangten die Bonzen des Inari seinen Tod, den eigentlich alle verdient hätten, welche die Götter Japans verleugneten.

Mit einem Blicke voll Haß auf ihren Sohn sprach die Königin die letzten Worte; dann stand sie auf und verließ das Gemach. Noch hörte der Prinz das Rauschen ihres Seidenkleides und überlegte, ob er ihr nacheilen, sich ihr zu Füßen werfen solle, um sie bei der Liebe zu beschwören, welche sie einst zu ihm gehegt, sie möge sich nicht zur Mit-

schuldigen einer solchen Blutthat machen, noch ihr Seelenheil durch leidenschaftlichen Kampf gegen die Lehre Christi länger gefährden. Aber er fühlte das Nutzlose eines solchen Schrittes und sagte sich: „Ich würde sie nur noch mehr reizen und in größere Schuld verstricken. Arme Mutter! Du bist zu beklagen, nicht der gute Stephan, der die Krone der Blutzeugen sich erobert."

Wirklich schien jede Hoffnung zu schwinden. Schon neigte sich die Sonne dem Asojamaberge zu, und am Meeresgestade drängte sich eine wogende Volksmenge, begierig, das blutige Schauspiel zu sehen, dessen Kunde rasch immer weitern Kreisen bekannt geworden war. Nicht ferne von der Stelle, wo wir zu Anfang unserer Erzählung den blinden Tobias trafen, stand aus rohen Balken gezimmert das Kreuz. Leitern lehnten daran für das Opfer und für den Henker; nach japanischer Sitte mußte nämlich der Verurteilte das aufgerichtete Kreuz besteigen; auf dem Fußklotz stehend breitete er seine Arme aus, die mit Stricken an die Querbalken festgeschnürt wurden. Andere Bande wurden um die Beine und den Längsbalken geschlungen. Das Opfer mußte in dieser qualvollen Stellung allem Volke sichtbar verharren, bis auf einen Wink des Beamten, der die Hinrichtung überwachte, zwei Henker mit scharfen, breiten Speereisen von unten nach oben die Brust des Verurteilten durchstießen. So starben die 26 heiligen Blutzeugen von Nagasaki, deren Fest die Kirche am 5. Februar feiert, darunter drei Knaben; so sollte auch unser Stephan sterben.

Eben führte man ihn die breiten Palasttreppen hinab, wobei er sich auf den Arm Ratikus lehnen mußte; denn seine

zerschlagenen Glieder vermochten ihn kaum zu tragen. Auch Joscimon, der inmitten der bewaffneten Schar, welche den Verurteilten zum Kreuze führte, schmachvoll einherwankte, mußte gestützt werden; ihn hatte der Saki fast völlig nicht nur des Gebrauches der Vernunft, sondern selbst seiner Glieder beraubt.

Eine gewaltige Bewegung ging durch die Volksmenge, als der Knabe inmitten der Bewaffneten sichtbar wurde. Die Bonzen und ihr Anhang von fanatischen Götzendienern wollten ihn mit Schmähreden überschütten; aber ihr Beginnen fand keinen rechten Anklang. Als die Leute das bleiche und doch freudig verklärte Antlitz des Knaben sahen, ergriff sie Mitleid und Bewunderung; eine solche Miene hatten sie niemals an einem Verurteilten gesehen, der den Gang zum Kreuze ging. Unter den Zuschauern befanden sich aber auch Gruppen von Christen; diese drängten sich vor, riefen dem Knaben Worte des Abschiedes und der Ermutigung zu, und als er sie um ihr Gebet ansprach, empfahlen auch sie sich seiner Fürbitte am Throne Gottes. Manche Thräne inniger Rührung floß, und immer mehr verbreitete sich unter den Scharen jenes staunende Schweigen, mit welchem auch die Heiden Japans in der Folge so manchem Brandopfer christlicher Märtyrer beiwohnten. Umsonst versuchten die Bonzen das Volk zu Schmähungen zu verleiten; ihre Stimmen fanden keinen Wiederhall und erstarben allmählich. Einen noch ungünstigern Eindruck machten die Worte des betrunkenen Joscimon, der mit lallender Stimme auf den Pagen schimpfte und den Gott der Christen lästerte.

„Haha," schrie er, „ein sauberer Gott, der sich kreuzigen ließ! Wir wollen also auch seine Anbeter kreuzigen. Alle —

hört ihr? Es sind ein paar tausend im Reich — und sie sollen alle dran, sobald mein Vater tot ist — alle, alle! Ratiku, du sollst dir hundert Gesellen nehmen und sie im Kreuzigen wohl unterrichten. Von hier bis Funai sollen Kreuze stehen, eines neben dem andern, und wir wollen nicht aufhören mit Kreuzigen und Schinden und Braten, bis kein Christ mehr im Lande ist. Das giebt einen Spaß! Und auch mein Bruder soll dran, den ich dahinten kommen sehe! Komm nur her, Brüderchen! Du sollst gleich mit deinen Augen sehen, wie man es dir einmal machen wird. Nur soll dein Kreuz ein paar Ellen höher sein, wie es sich für einen Prinzen von Bungo geziemt."

Prinz Sebastian war aus den Gemächern der Königin, wo er umsonst versucht hatte, das Leben des Pagen zu retten, nach der Richtstätte geeilt und erreichte den Zug gerade in dem Augenblicke, da derselbe die kleine Anhöhe erstieg, auf welcher das Kreuz aufgerichtet stand. Die Gruppe mit dem Verurteilten und den beiden so gründlich verschiedenen Brüdern war jetzt den Augen der Menge sichtbar; alles schaute mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf dieselben, um zu sehen und zu hören, was es geben werde. Prinz Sebastian achtete der Schmähung seines betrunkenen Bruders nicht, sondern eilte auf den Pagen zu und schloß ihn im Angesichte des ganzen Volkes in seine Arme und rief: „Lieber mit diesem edeln Knaben sterben, als teilhaben an deiner Schmach, unseliger Bruder! Was zögert ihr? Tretet heran, bindet auch mich, kreuzigt auch mich mit diesem Kinde. Offen und feierlich erkläre ich vor euch, ihr Bonzen, und vor den Vasallen und Kriegern meines Vaters und vor allem Volke, daß ich der

gleichen That schuldig bin wie dieser Knabe hier. Wie er, bete auch ich Christum an, der für das Heil der Welt am Kreuze gestorben ist, und bin bereit, ebenfalls am Kreuze zu sterben. Wie er, verachte ich die falschen Götter, deren betrügerische Erfinder hier stehen."

Ein Wutgeschrei der Bonzen unterbrach die Worte Sebastians; sie wollten zwischen den Reihen der Bewaffneten durch sich auf den verhaßten christlichen Prinzen stürzen. Gleichzeitig riß Joscimon einem der Soldaten die Pike aus der Hand und führte mit unsicherem Arme einen Stoß auf die Brust seines Bruders; unwillkürlich sprang dieser zur Seite, und die Waffe traf den Henker, der hinter Prinz Sebastian stehend den Pagen festhielt, so wuchtig, daß derselbe laut aufschreiend zusammenbrach. Das Volk meinte, Joscimon habe seinen Bruder ermordet, und drängte mit lauten Klagerufen vorwärts; ein Auftritt der äußersten Verwirrung drohte, dessen Ausgang niemand vorhersehen konnte. Da auf einmal erhob sich der Ruf: „Der König! Macht Platz, der König kommt!"

Alles schaute sich um; der Lärm verstummte, die brausende Menge teilte sich und ließ in der gewohnten unterwürfigen Haltung, in den Staub gebückt, den Fürsten bis an den Hügel hin reiten, auf dem das Kreuz stand und der eben beschriebene Auftritt gespielt hatte. Unmittelbar hinter Siwan ritten Sikatora und der Kanzler Yosihao; die übrigen Höflinge folgten.

Der Missionär hatte die königliche Jagdgesellschaft in einem wohl drei Stunden entfernten Dorfe getroffen, wo sie Mittagsrast gehalten. Durch Sikatora, der den Zweck seines Kommens

dem Könige mitteilte, erhielt er Zutritt bei Siwan, warf sich ihm zu Füßen und erinnerte ihn an sein Franz Xaver gegebenes Versprechen, dem gemäß er sich verpflichtet hatte, die Christen in seinem Reiche zu beschützen. Dann erzählte er mit ergreifenden Worten von der Treue, welche der Page seinem Gott und seinem Glauben bewährt, und von der Grausamkeit, deren Opfer er bereits geworden war. Siwan hörte mit Unmut, Sikatora mit Bewunderung den Bericht des Missionärs.

„Was brauchte der Knabe durch seinen Trotz den Zorn der Königin zu reizen!“ rief der Fürst. „Aber so seid ihr Christen alle, politische Klugheit ist euch unbekannt; dennoch wollen wir unser möglichstes thun. Sikatora, laß sofort die Pferde satteln. Vor Sonnenuntergang sind wir in Usuki und retten den Knaben aus Joscimons Hand. — Du machst ja ein ganz feierliches Gesicht,“ hatte er dann zu Sikatora gesagt, als die Pferde vorgeführt worden. „Du scheinst ja diesen Pagen gerade zu bewundern.“ Und der Prinz hatte geantwortet: „Allerdings staune ich über den Mannesmut, mit welchem diese Religion einen Knaben, ein Kind noch, zu erfüllen vermag. Ich kenne diesen Pagen zufällig und hielt ihn für ein freundliches, weiches Wesen, das vor einem harten Worte erschrickt und das ich nicht für fähig gehalten hätte, einer qualvollen Züchtigung, geschweige dem Kreuzestode die Stirne zu bieten. Verlaßt Euch darauf, Herr, es ist nicht Trotz, es ist Pflichtgefühl, das den Pagen von Funai erfüllt.“

König Siwan hatte nichts erwidert; sie waren zu Pferde gestiegen und hatten die Strecke bis Usuki in scharfem Ritte zurückgelegt. Sikatondono war zurückgeblieben; als er hörte, daß es sich nur um das Leben eines Sklaven handle, hatte

er keine Eile. Als die Reiter um den Schloßhügel herumbogen, erblickten sie die Menschenmenge und über die Köpfe weg das Kreuz und die Gruppe, die sich um dasselbe gebildet hatte. Es war der Augenblick, da Prinz Sebastian den Zug einholte und von seinem Bruder geschmäht wurde. Aller Augen hatten sich auf die beiden Prinzen gerichtet. So kam es, daß der König und sein Gefolge unbemerkt Zeugen des Auftrittes sein konnten, den wir soeben erzählten. Erst als Joscimon den Stoß mit der Pike führte und das Volk, in der Meinung, der Betrunkene morde seinen Bruder, schreiend vorwärts drängte, erhob das Gefolge des Fürsten den Ruf: „Der König! Gebt Raum, der König ist da!“ Und die Menge schaute sich um und rief: „Macht Platz, der König!“ und öffnete eine Gasse, durch welche Siwan und sein Gefolge zum Kreuzeshügel hinritten.

Als der König am Fuße des Hügels angekommen war, stieg er vom Pferde und warf die Zügel einem der Soldaten zu. Joscimon erschrak heftig, da er das Gesicht des Vaters erkannte; denn trotz seiner Trunkenheit bemerkte er den Zorn, der aus des Königs Augen flammte. Er machte den Versuch, dem Vater entgegenzugehen; aber eine Handbewegung desselben bannte ihn an seine Stelle. Dann sprach der König mit lauter Stimme, so daß ihn alles Volk hören konnte:

„Ich habe die Worte gehört, die du eben gesprochen hast und in denen du meine christlichen Unterthanen, ja deinen Bruder selbst mit dem Kreuzestode bedrohtest, sobald du König von Bungo sein werdest. Obschon dieselben nur in der Trunkenheit geredet sind, so enthüllen sie mir doch dein böses Herz. Ich danke den Göttern, daß sie mir bei dieser

Gelegenheit klar enthüllten, was ich freilich schon länger ahnte: du bist der Krone gänzlich unwürdig! Ich enterbe dich feierlich; denn ich will nicht mein liebes Volk der Willkür eines Trunkenboldes, eines feigen Wüterichs übergeben. Den Rest der Strafe, die dein Gebaren fordert, werde ich später bestimmen. Hauptmann der Wache, bis auf weiteres ist Joscimon Euer Gefangener!"

Dann wandte sich der König an seinen zweiten Sohn und sprach: „Der Edelmut, den du eben an den Tag legtest, hat mein Herz mit Freude und Stolz erfüllt. Du wärest würdig, eine Krone zu tragen, und ich glaube auch, daß du mein Volk glücklich machen würdest. Allein am Tage, als du die fremde Religion annahmest, hast du auf die Krone feierlich Verzicht geleistet, und es wäre auch nicht klug, an die Spitze eines Volkes, welches dem größten Teile nach den Göttern Japans opfert, einen Christen zu stellen. Aber wenn du zum Dienste unserer heimischen Götter zurückkehren wolltest, so würde ich heute noch —"

„Kein Wort weiter, Vater," sagte Prinz Sebastian, „du selbst könntest mich nicht mehr achten, wenn ich um einer irdischen Krone willen meine Uberzeugung hinopfern würde."

„So bleibt mir nur mehr übrig, unter meinen Verwandten einen würdigen Thronfolger zu suchen," fuhr der König fort. „Und ich glaube, er ist gefunden. Der edle Sikatora, der Neffe meiner Gattin, sei von heute an mein Adoptivsohn und der Erbe meiner Krone."

Brausender Beifall verkündete dem König, wie willkommen seine Wahl dem Hofe und dem Volke sei. Sikatora aber war ganz verwirrt; er sah vor sich den Prinzen, der eben

die Krone, welche ihm jetzt angeboten war, um einer ewigen Krone willen edelmütig verschmähte; er sah den Pagen, der freudig bereit war, sein Leben hinzuopfern um eines ewigen Lebens willen, und eine innere Stimme sagte ihm, die Religion, die zu solchen Opfern begeistert, muß göttlich sein — folge ihr. Der Prinz und der Page ahnten den Kampf in seinem Innern, und beide beteten für ihn; da senkte sich die Wagschale der Gnade zu seinen Gunsten, und er war entschlossen, der Stimme vom Himmel zu folgen. „Statt des Schogunhutes die Dornenkrone," sagte er zu sich, trat vor, küßte knieend dem Könige die Hand und wollte erklären, daß auch er ein Christ sei. Aber Siwan ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Später," sagte er, „jetzt habe ich keine Zeit, deinen Dank oder deine Bedenken zu hören. Dort steht noch der Page gefesselt. Löst seine Bande! Was er auch durch Trotz gefehlt haben mag, er hat es genug gebüßt. Du bist frei und sollst fürderhin zu meinen Pagen zählen."

Stephan wurde losgebunden. Er blickte zum Kreuze empor, das eben von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne gerötet wurde, und sagte, Thränen im Auge: „Ich muß dir danken, o König, und doch hast du mir kaum eine Wohlthat erwiesen. Noch wenige Minuten, und mein Blut wäre für Christus geflossen, meine Seele aber hätte sich emporgeschwungen vom Kreuz in die ewige Herrlichkeit."

10. Zwei Feste.

Vier Wochen waren seit dem eben erzählten Ereignisse verflossen. Der Page Stephan hatte den König um die Entlassung aus seinem Dienste gebeten und war von P. Cabral vorläufig unter die Katechisten aufgenommen worden; später sollte er, wenn einmal seine Genesung von den grausamen Schlägen erfolgt wäre, in das Noviziat der Gesellschaft Jesu gehen. Joscimon war von seinem Vater auf einen einsamen Edelsitz verbannt, wo er wie ein Gefangener behandelt wurde, dafür aber Trost in noch reichlicherem Sakigenuß suchte. Prinz Sebastian hatte den Hof des Vaters abermals verlassen. So war Sikatora der einzige Prinz im Königsschlosse von Usuki, und er wurde von allen Seiten als der anerkannte Thronerbe mit Schmeicheleien überhäuft. Umsonst hatte er schon am Morgen nach dem entscheidenden Tage dem Könige seinen festen Entschluß mitgeteilt, Christ zu werden. Siwan lächelte nur und sagte, er begreife das nach dem gestrigen Auftritt; ein jugendliches Herz sei leicht zu begeistern, und diese fremdländische Schwärmerei habe etwas Ansteckendes. Sikatora sei jetzt noch zu aufgeregt, um einen Entschluß von solcher Tragweite zu fassen; er dürfe ihm mit dieser Angelegenheit überhaupt vor Jahresfrist nicht wieder kommen. Mit solchen und ähnlichen Worten wies der König den Prinzen einfach ab

und sorgte dafür, daß der Schwärmer keine Zeit finde, seinen Träumereien nachzuhangen.

Ganz anders nahm Sikatondono die Erklärung seines Adoptivsohnes auf. Es kam zu einem überaus heftigen Auftritt, und der Fürst drohte ihm geradezu mit dem Tode oder doch mit ewiger Gefangenschaft, wenn er einen solchen Schritt wagen und dadurch seine ganze Zukunft schmachvoll opfern würde. Gleichzeitig schickte er Boten an P. Cabral und ließ demselben melden, wenn er sich unterstände, Sikatora im christlichen Glauben zu unterrichten oder gar in die fremde Religion aufzunehmen, so möge er seiner fürstlichen Rache gewärtig sein, die nicht nur ihn, sondern die ganze Christengemeinde zermalmen werde.

Es bedurfte der Dazwischenkunft König Siwans, um den Zornausbruch des Fürsten etwas zu mäßigen. Der König bat seinen Gast, Sikatora ihm zu überlassen. Bei dem entschlossenen Charakter des Prinzen hoffte er mehr durch zerstreuende Beschäftigungen als durch direkten Widerspruch zu erzielen.

Demgemäß gab Siwan seinem Kanzler Yosihao den Auftrag, Sikatora in die Verwaltungsangelegenheiten einzuführen und ihn mit den Landesgesetzen vertraut zu machen. Er mußte die Reit- und Schießübungen der Krieger mitmachen und beaufsichtigen, wurde nach Funai und in die andern vornehmsten Städte von Bungo geschickt, daß er mit den Daimios, den Kronbeamten, welche den König daselbst vertraten, bekannt werde. Und wenn er wieder nach dem Schloß von Usuki zurückkehrte, so veranstaltete entweder der König Jagden oder die Königin nahm seine Dienste in Anspruch. Kurz, Siwan gab sich alle Mühe, den Prinzen in einen Strudel von Be-

schäftigungen und Zerstreuungen zu stürzen und ihn so von der Annahme des Christentums erfolgreicher abzuhalten als durch Mahnung und Drohung; denn bei dem Charakter Sikatoras durfte er mit Recht annehmen, daß unverhüllte Einrede seinen Widerstand nur noch mehr stählen würde.

Aber auch diese Handlungsweise des Königs war dem entschiedenen Willen des Prinzen gegenüber ohne Erfolg. Von der Gnade erleuchtet, hatte er unter dem für Stephan bestimmten Kreuze die Göttlichkeit der christlichen Religion erkannt und mit der edeln Herzen eigenen Entschlossenheit sich entschieden, um jeden Preis das Christentum anzunehmen. Er durchschaute die Absicht Siwans und nahm sich vor, nun auch seinerseits dem Könige gegenüber kein Wort mehr über sein Vorhaben zu verlieren, statt dessen aber ruhig seinen Weg zu gehen.

Die Königin ließ ihren Neffen immer noch beobachten, und zwar um so eifriger, da sie nicht auf die Hilfe Sikatondonos zählen konnte, den dringende Geschäfte nach Buigen gerufen hatten. Bald konnte Sima ihr melden, der Prinz sei wiederholt längere Zeit im Hause der fremden Lehrer gewesen.

„Er wird den Pagen besucht haben, welchen du so elend zurichten ließest," sagte der König, dem sie von diesen Besuchen redete.

„Nein," entgegnete die Königin, „er läßt sich in dem fremden Glauben unterrichten, und eher will ich ihn tot wissen, als daß auch er unsern Göttern die Schmach des Abfalls zufüge."

Bei diesen Worten zog der König die Brauen zusammen und sagte: „Wenn der Prinz sich eines Fehltrittes schuldig

macht, so behalte ich seine Bestrafung mir vor. Für jede Gewaltthat, die ihm widerfahren sollte, würde ich dich und deine Helfershelfer verantwortlich machen, welche ich recht wohl kenne. Du wirst gut daran thun, die beiden bewußten Zweischwertmänner von diesen meinen Worten zu benachrichtigen."

Die Königin warf ihrem Gemahl, der sich mit dieser Bemerkung zurückzog, einen bitterbösen Blick nach und murmelte: „Sieh dich vor, Siwan! Wenn du zum Verrat an unsern Göttern mitwirkst, so kannst auch du ihr Opfer werden." Der König aber rief Yosihao, der Sikatora sehr liebgewonnen hatte, und gab ihm den Auftrag, den Prinzen wohl zu überwachen und von jedem unüberlegten Schritte zurückzuhalten.

Es war am Vorabende des Matsuri-Festes, als diese Besprechungen stattfanden. Zur selben Zeit saß Sikatora mit Stephan in dem kleinen Garten des Missionshauses und teilte ihm mit, daß P. Cabral endlich eingewilligt habe, ihm die heilige Taufe zu spenden, und zwar morgen schon, während der Festzug der Bonzen die Aufmerksamkeit von Volk und Hof ablenken werde. Stephan, der sich allmählich erholt hatte, strahlte vor Glück bei dieser Nachricht. „Komm in die Kapelle," sagte er. „Wir wollen zusammen der Mutter Gottes danken, welche dir diese Gnade bei ihrem Sohne erwirkt hat. Zu ihr haben wir viel für dich gebetet, der blinde Tobias, der kleine Franz, Prinz Sebastian, die Patres und alle! Welches Glück erwartet dich! Jetzt bist du noch trotz so vieler edeln natürlichen Eigenschaften geistig tot; bald aber wirst du das übernatürliche Leben empfangen und als ein Kind Gottes im Wasser der Taufe wiedergeboren werden."

Sikatora blieb die Nacht über im Missionshause und bereitete sich durch Gebet und Betrachtung auf den Empfang des Taufsakramentes vor. Am andern Morgen hatte Sima der Königin zu melden, der Prinz sei aus dem Hause der fremden Lehrer noch immer nicht zurückgekehrt; auch sei daselbst gegen Morgen Prinz Sebastian eingetroffen. Eine ähnliche Mitteilung mußte der Kanzler dem König machen. „Wir werden nach dem Festzuge darüber sprechen," sagte derselbe unmutig. Die Königin aber hatte noch Zeit gefunden, ihren beiden Spionen den Auftrag zu senden, das Haus der Missionäre nicht aus dem Auge zu lassen; auch dem Obersten der Bonzen hatte sie rasch einige Zeilen geschrieben.

Unterdessen verkündeten Pfeifenklang und dröhnender Tamtamschlag, daß der Festzug der Matsuri das Bonzenkloster verlasse. Die Matsuri ist halb ein Götzenfest, halb ein Volksfest, und der hervorragendste Teil besteht aus einem riesigen Festzug, der mit unsern großen Faschingszügen auffallende Ähnlichkeit hat. In diesen Zügen führen die Bonzen die Fabelgeschichte Japans und Scenen aus ihrer Götterlehre auf vielen reichgeschmückten Wagen dem Volke vor, und unter allen derartigen Schaustellungen war der Zug des Dsin-mu, des Urvaters Japans, wie er in Usuki jährlich stattfand, durch seine Pracht weit und breit hochberühmt. So waren denn die Straßen gedrängt voll von einer schaulustigen Menge, daß sich der Zug nur mühsam vorwärts bewegen konnte. An seiner Spitze schritt der unvermeidliche Tengu, der Bote der Götter. In reichem, buntem Seidengewande schritt er trippelnd einher, ein Paar große, in allen Farben des Regenbogens prangende Flügel als Herold der himmlischen Mächte entfaltend. Eine

karmesinrote Maske mit ungeheurer Nase bildete die seltsame Zierde seines Gesichtes. Mit pfiffigem Blinzeln und allerhand närrischen Gebärden erregte er die Heiterkeit der Zuschauer; seine Absicht aber war es, dadurch die bösen Geister zu verjagen. Hinter ihm folgten Musikanten, Bannerträger, Männer mit Lampen, welche die Köpfe von allen möglichen Drachen und Ungeheuern darstellten und an hohen Stangen getragen wurden; dann eine Reihe von Wagen, teils mit Dächern und Türmchen geschmückt, teils mit grünen Büschen verziert, auf denen japanische Helden, Bonzen, Einsiedler, Götter und Göttinnen, von tanzenden und musizierenden Dienern umringt, einherfuhren. Ein Büffelzug, von einer Schar Bauern geleitet, brachte Wagen mit Ackergerät und Feldfrüchten. Da thronte Inari zwischen seinen Füchsen. Riesige Teufelsfratzen wurden auf den Schultern von zehn, zwanzig Trägern vor der Maske irgend eines fabelhaften Büßers einhergetragen und unglaublich große Waffen, mit denen derselbe vorgeblich diese Ungeheuer erlegte. Ein weißer Elefant, der haushoch aus Pappe verfertigt war, schwankte durch den Zug; in jedem der plumpen Füße steckten drei Männer, die das Gerüst trugen und vorwärts bewegten. Endlich erschien auch der Wagen des göttlichen Dsin-mu, des Stammherrn der Mikado. In der glänzenden Waffenrüstung, mit blitzendem Schwert saß er im Kreise seiner gewaffneten Helden, deren Helmmasken mit riesigen Schnurrbärten aus Pferdehaar geschmückt waren. Und zwischen allen diesen Wagen und Gruppen wogte ein Schwarm von Tänzern, Gauklern, Bonzen, springend, schreiend, hüpfend, und das ganze Volk nahm in wilder Ausgelassenheit an diesem tollen Faschingszuge, welcher

mit der Weihe und Würde einer katholischen Prozession nichts gemein hat, lebhaften Anteil.

Auf dem Platze vor der großen Treppe zum Königsschlosse hielt der bunte Zug, und der Wagen des Dsin-mu fuhr in die Mitte, während die übrigen Wagen sich im Halbkreis um denselben aufstellten. Der König, die Königin und der Hofstaat hatten auf einer Empore Platz genommen und schauten den Tänzen der Bonzen, den Kunststücken der Gaukler und den Kämpfen der Athleten zu. Endlich erhob sich waffenklirrend der Darsteller des Dsin-mu, um seine Rede an König und Volk zu halten. Nachdem der Bonze, wie üblich, seine Geschichte erzählt und in hochtrabenden Worten von Japans Größe geredet hatte, erhob er seine Stimme und begann im Tone eines Sehers von großem Unheil zu reden, das seinem Volke bevorstehe, weil sein Nachfolger, der Mikado, schmählich verraten und Japan den Fremden, diesen Todfeinden der Götter, immer mehr geöffnet werde. „Eben jetzt", rief er zum Schluß mit Donnerstimme und sein blitzendes Schwert drohend in der Richtung des Missionshauses zückend, „begeht ein Sohn meines Stammes, auf den die Götter große Hoffnung gesetzt, schmählichen Verrat. Weh ihm! Weh denen, die ihn beschützen!"

Siwan warf seiner Gemahlin einen zornigen Blick zu und verfärbte sich. Doch hatte er Fassung genug, die Worte des Bonzen, die ganz geeignet waren, das Volk zu einer Gewaltthat aufzureizen, mit einem Scherze zu beantworten und seinen „lieben Altvordern", der heute etwas schlechter Laune scheine, zu einem Imbiß und guten Trunk einzuladen. Dann zog er sich rasch zurück und erteilte dem Hauptmann der

Wache leise einen Befehl, worauf derselbe sofort mit einer Schar Bewaffneter sich nach dem Missionshause verfügte.

In der Kapelle der Missionäre hatte, während der Matsurizug lärmend durch die Straßen fuhr und Dsin-mu seine drohenden Worte sprach, ein ganz anderer Auftritt stattgefunden: Sikatora empfing die Taufe. Freundlich war das kleine Gotteshaus mit Blumen und grünen Zweigen ausgeschmückt; Kerzen brannten vor dem Bilde der lieben Mutter Gottes und auf dem Altare; Freude und Trost leuchteten aus aller Antlitz. Jetzt trat der Prinz im weißen Taufgewande, geführt von seinen Taufpaten, dem Prinzen Sebastian und dem Pagen Stephan, umgeben von den Priestern, in die Kapelle. Er bat um den Glauben; er widersagte dem Satan, seinem Pomp und allen seinen Werken; er empfing das Zeichen des Kreuzes; er wurde mit dem Öl der Katechumenen gesalbt, und nachdem er feierlich das Glaubensbekenntnis abgelegt, zum Taufsteine geführt. Kein Auge blieb trocken, als das Taufwasser über des Prinzen Stirne floß und er sich erhob, „wiedergeboren aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste", ein Kind Gottes, ein Erbe des Himmels. Dann trat P. Cabral an den Altar, um mit bewegtem Herzen die unblutige Wiederholung des Kreuzesopfers als ein Dankopfer darzubringen.

Als er die heilige Messe beendet hatte, dröhnte Waffengeklirr an sein Ohr. Schläge an die Pforte verlangten gebieterisch Einlaß. Einige Augenblicke später stand der Hauptmann in der Kapelle, deren Ausgänge von Bewaffneten besetzt wurden.

„Prinz," sagte er, „es geht das Gerücht, Ihr ständet im Begriff, den Glauben an unsere Götter abzuschwören. Daher

fordert Euch der König auf, sofort ins Schloß zu kommen und dieser Nachricht feierlich zu widersprechen, weil sonst ein Aufruhr droht."

„Ich bin, Gott sei Dank, Christ," entgegnete der Neugetaufte mit Ruhe und Festigkeit.

„Um so schlimmer," sagte der Hauptmann. „So bin ich beauftragt, Euch im Namen des Königs zu verhaften."

Der Prinz warf einen leuchtenden Blick auf das Kreuz und auf das Bild der Mutter Gottes und sagte, die Hände den Knechten darbietend: „Thut eure Pflicht! — Ihr aber, Brüder, betet für mich!"

11. Kampf.

Erst als die Nacht hereingebrochen war und die Straßen sich von dem Festgetümmel etwas geleert hatten, führte der Hauptmann seinen Gefangenen aufs Schloß zurück. Die Kunde, daß der Prinz Christ geworden sei, hatte sich rasch verbreitet, und die von den Bonzen aufgehetzte Menge würde das Missionshaus gestürmt und Rache an den Glaubensboten genommen haben, wenn sie nicht von den Bewaffneten, deren Zahl der König im Laufe des Tages noch vermehrte, an ihrem Vorhaben verhindert worden wäre. Auch jetzt mußte eine Abteilung Pikenträger das Haus bewachen, und Sikatora hatte auf seinem Wege zum Schlosse noch Schmähworte und Drohungen genug zu hören.

Im Schlosse angelangt, wurde der Prinz sofort vor den König geführt. „Bindet ihn los," sagte derselbe, „und laßt mich mit ihm allein!" Dann wandte er sich nach einer längern Pause an Sikatora, oder Simon, wie wir ihn jetzt nennen müssen, und sprach: „Du hast mir heute schweren Kummer bereitet. Beinahe hätte deine unüberlegte That einen Aufruhr veranlaßt, und noch jetzt lassen sich die Folgen derselben nicht übersehen. Du weißt doch, wie mächtig die Partei der Bonzen ist, und wie leicht sich das Volk bei diesen Matsuri, durch die Spiele und den Sakigenuß aufgeregt, zu Blutthaten und

offener Empörung hinreißen läßt! Ja nicht einmal auf meine Hofleute und Krieger kann ich mich verlassen. Seit ich meinem zweiten Sohne Christ zu werden gestattete — es war eine Thorheit von mir! —, hat die Königin insgeheim sich unter ihnen eine Partei geworben, mächtig genug, daß ich für Krone und Leben fürchten müßte, sobald ich einen Schritt zu Gunsten der christlichen Religion thäte. Und nun kommst du, den ich wie einen Sohn geliebt, den ich öffentlich als meinen Thronerben erklärte, und nimmst den Christenglauben an, ohne mir auch nur ein Wort davon gesagt zu haben!"

„Ich habe es gesagt," entgegnete der Prinz ruhig, „aber Ihr wolltet mich nicht hören."

„Unsinn! Natürlich wollte ich nicht hören, und das mußte dir Antwort genug sein. Übrigens hatte ich keine Ahnung, daß es dir mit der Ausführung dieses Entschlusses so sehr Ernst sei, am wenigsten jetzt."

„Es thut mir leid, Euch Kummer verursacht zu haben; allein ich mußte der Stimme meines Gewissens Folge leisten."

„Der Stimme der Vernunft solltest du folgen, und diese mußte dir sagen, daß ein solcher Schritt mit einem Schlage alle Aussichten auf eine glänzende Zukunft, auf Krone und Reich, auf Sieg und Ruhm vernichten muß! Der Stimme der Dankbarkeit solltest du folgen, und diese mußte dir sagen, daß derselbe Schritt deinen Wohlthätern wehe thun, ja sie schwer schädigen mußte! Der Stimme der Klugheit solltest du folgen, und die hätte dir sagen müssen, daß dein Unterfangen nicht nur dich, sondern die fremden Lehrer und alle Christen in die äußerste Gefahr stürzen würde! Hätte ich nicht die Wache geschickt, man würde euch Haus und Kapelle

über dem Kopfe angesteckt haben; nur dadurch, daß ich dich gebunden herführen ließ, rettete ich dir das Leben. Wenn es dir wirklich leid thut, wie du sagst, so zeige es durch die That. Geh morgen mit mir in die Pagode und bringe Dsin-mu, dem ehrwürdigen Begründer unseres Reiches, das übliche Opfer."

„Heute feierlich dem Teufel und allen seinen Werken widersagen, und morgen vor die Götzen hintreten und opfern — tausendmal lieber den Tod!" rief der Prinz in edler Entrüstung.

„Dsin-mu ist kein Teufel; er ist ein Held, den auch ein christlicher Japaner als den Stammvater seines Herrscherhauses verehren darf. Wenn du aber nicht opfern zu dürfen meinst, so darfst du dich doch nicht weigern, dem Opfer beizuwohnen. Ich verlange es auf das bestimmteste; es handelt sich um Krone und Reich."

„Was hülfe es, die ganze Welt zu gewinnen, und dabei Schaden zu leiden an meiner Seele?"

„Verblendeter Schwärmer! Es handelt sich nicht nur um dein, es handelt sich vielleicht auch um mein, deines Wohlthäters, Schicksal!"

„Ich darf nicht, ich kann nicht! Ich habe Christo Treue geschworen und will sie ihm halten bis zum letzten Atemzuge."

„Undankbarer Trotzkopf! — Kein Wort mehr! Wenn du meine Güte verschmähst, sollst du meine Strenge fühlen!" Dann rief der König den Hauptmann und gab ihm Befehl, den Prinzen in strenge Haft abzuführen.

Das Gefängnis, in welches Prinz Simon — diesen Namen hatte Sikatora in der heiligen Taufe empfangen — gebracht wurde, war zwar nicht das enge, dunkle Kerkerloch, in welchem der Page Stephan gelegen hatte; aber es sah doch

ärmlich genug aus. Nichts von den kostbaren Teppichen und den buntgestickten Seidentapeten, an die sein Auge gewöhnt war; statt alles Luxus kahle Wände und harte Bohlen. An Stelle der Leckerbissen aus der königlichen Küche wurde ihm ein Napf mit Reis und ein Krug mit Wasser hingesetzt. Aber sein Herz war voll des Trostes; er war ja Christ, und er hatte seinen ersten Kampf siegreich bestanden. Er betete; er dankte für die Wohlthat der Taufe, erneuerte nochmals sein Taufgelübde, flehte um Starkmut und vergaß auch Siwans und seiner Feinde im Gebete nicht. Dann löschte er die kleine Lampe aus, legte sich auf die harten Dielen nieder und verfiel bald in einen ruhigen Schlaf. Doch waren die Kämpfe seines Tauftages noch nicht zu Ende.

Keine Stunde hatte er geschlummert, da wurde die Gefängnisthüre mit Geräusch geöffnet, und die Königin trat ein, von Sima begleitet, welche eine zierliche Laterne hinstellte und sich zurückzog. Die Königin betrachtete einen Augenblick den Schläfer; dann stieß sie ihn mit der Spitze ihres Fußes an und rief: „Sikatora, Neffe, wache auf und vernimm die Worte deiner Muhme!"

Mit Mühe schüttelte der Prinz den Schlaf von den schweren Lidern und sah sich der Königin gegenüber. Dieselbe überschüttete den Jüngling zuerst mit Schmeichelworten und Versprechen. In glühenden Farben schilderte sie ihm abermals die glänzende Zukunft, welche sie ihm vorbereitet habe, und auf der andern Seite das traurige Los, das seiner harre, wenn er den Fehltritt nicht gut machen wolle, in welchen ihn die Zauberkunst der fremden Lehrer verstrickt habe. Ihre Beredsamkeit machte keinen Eindruck auf den Prinzen; allen ihren

Vorspiegelungen hielt er das eine Wort entgegen: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele!" Wie nun die Königin sah, daß alle ihre Schmeicheleien, Bitten, Versprechen an dem Herzen des jungen Christen machtlos abprallten, verwandelte sich die Güte, welche sie anfangs zur Schau trug, in Gift und Galle. Drohungen, Schmähungen, Verwünschungen strömten über ihre zuckenden Lippen, und endlich rief sie, bleich vor Zorn, die Rache aller Götter über ihren Neffen herab. „Stirb und verdirb also in diesem Kerker!" sagte sie im Weggehen; „du hast es gewollt, du sollst ihn nicht mehr lebend verlassen!"

Nach wenigen Tagen hatte Simon einen ähnlichen Auftritt mit Sikatondono durchzukämpfen, welcher auf die Nachricht von der Taufe des Prinzen wutschnaubend nach Usuki gekommen war. Wirklich meinte der Jüngling eine Zeitlang, der Rasende werde ihn erwürgen, und brachte Gott das Opfer seines Lebens. Aber er ließ sich nicht zum Abfall bewegen. „Verstoßt mich!" sagte er. „Macht mich zum Bettler! Tötet mich — ich bleibe Christo treu!" Sikatondono mußte geschlagen weichen.

Es verstrichen nun Wochen, und keine Seele schien sich um den Prinzen zu kümmern. Der Wärter setzte ihm täglich Reis und Wasser hin. Durch das enge, vergitterte Fenster sandte der Tag sein Dämmerlicht in das trostlos kahle Gemach. Ein breitblätteriger Kiribaum, der wenige Schritte von dem Fenster seine dichte Krone entfaltete, versperrte jede Aussicht. Kaum daß der Gefangene ein winziges Stück blauen Himmels erspähen konnte. Die einzige Zerstreuung waren einige Vögel, die von Zeit zu Zeit in den Zweigen des Baumes ihr Spiel trieben und dann wieder von hinnen

flatterten, und diese erinnerten ihn an die süße Freiheit, deren er beraubt war. Dann kamen die langen dunkeln Nächte und die ungewohnte Qual der Einsamkeit. Er hoffte täglich, Prinz Sebastian werde ihn besuchen, Stephan oder sonst ein Christ werde Mittel finden, ihm irgend ein Wort des Trostes von P. Cabral zu überbringen. Umsonst; Siwan und Sikatondono hatten ihre Wächter gut gewählt; niemand konnte zu dem Gefangenen, den die strengste Einzelhaft mürbe machen sollte.

Endlich erschien im Kerker eines Tages der Kanzler Yoshao, den der Prinz immer ganz besonders geachtet und geliebt hatte, und es war kein Zweifel, daß derselbe dem edeln Jüngling ebenfalls aufrichtig ergeben sei. Lange hatte er gedacht und gesonnen, einen Mittelweg zu finden, der seinem geliebten Prinzen den Zutritt zum Throne doch noch ermöglichen könnte, und endlich glaubte er ihn gefunden zu haben. Er schilderte dem Prinzen die traurige Lage, in welche sein Übertritt zum Christentum die Christen und namentlich die Missionäre gebracht habe. Der Ausbruch einer Verfolgung stehe unmittelbar bevor. Er habe daher P. Cabral besucht und mit ihm Rücksprache genommen, wie ein solches Unheil abgewendet werden könne. Zunächst habe er den Missionär gefragt, ob es denn, um so großes Unglück abzuwenden, nicht erlaubt sei, daß der Prinz seinen Glauben verleugne; davon habe aber P. Cabral nichts wissen wollen. Derselbe habe jedoch endlich das folgende erlaubt: er müsse im Herzen dem Glauben treu bleiben und den Vorsatz beschwören, seinen Glauben auch öffentlich zu bekennen, sobald er einmal sein eigener Herr sei; inzwischen aber dürfe er, um den Untergang des Christentums in Bungo zu verhindern, seinen Glauben

verheimlichen und sich äußerlich dem Willen seines Vaters und des Königs anbequemen.

Der Prinz verwunderte sich zwar über diese sonderbare Deutung einer, wie ihm scheinen wollte, klaren Pflicht; es kam ihm aber auch nicht einmal der Gedanke, daß ihm der Kanzler, den er als einen biedern Mann betrachtete, einfach die Unwahrheit sage, um so weniger, da er ihm als Beweis seiner Sendung von P. Cabral einen Rosenkranz überbrachte und zugleich eine von dem Missionär schriftlich gutgeheißene Erklärung, die er seinem Vater und dem Könige geben könne. Es ist also nicht zu verwundern, daß sich der Prinz täuschen ließ; nach einigem Zaudern erklärte er sich bereit, einen Brief an seinen Vater und den König zu richten, in welchem er sie in allgemeinen Ausdrücken um Verzeihung bat und das Versprechen gab, ihren Befehlen fürderhin gehorsam zu sein.

Sofort trug der Kanzler diese Erklärung zu Sikatondono und dem König, wo sie großen Jubel hervorrief. Es dauerte keine halbe Stunde, so kamen die beiden Fürsten und holten den Prinzen persönlich aus dem Gefängnis ab. Ein Freudenfest versammelte den ganzen Hof; ein Festmahl wurde zu Ehren des Prinzen gegeben. Sänger und Schauspieler feierten den Sieg der Götter, und das Königsschloß war voll Lust und frohem Leben. Der Prinz aber konnte keinen rechten Teil an der Festfreude finden. Der Reis in seinem Gefängnis hatte ihm besser geschmeckt als die Leckereien der königlichen Tafel, und auf dem weichen Lager floh ihn der Schlaf, welchen er auf den harten Dielen seines Kerkers genossen hatte. Eine innere Stimme sagte ihm: Du hast gefehlt. Er las es in den Augen der Christen, denen er begegnete, und er mußte

sich Gewißheit verschaffen. Natürlich hatte der Kanzler vorausgesehen, daß sein Betrug in kurzem entlarvt sein werde; aber er hatte gedacht, der Prinz werde froh sein, eine Rückzugslinie gefunden zu haben, und jedenfalls die Einzelhaft des Kerkers nicht zum zweitenmal wählen. Er hatte sich verrechnet!

Sobald Sikatora Zweifel kamen, schrieb er einen Brief an P. Cabral und fragte ihn, ob er dem Kanzler wirklich den Auftrag gegeben, und wenn nicht, wie er sich künftig zu verhalten habe; er sei zu allem bereit, was ihm aufgetragen werde. Es dauerte eine Weile, bis sich Gelegenheit fand, diesen Brief dem Missionär zu übersenden und Antwort zu empfangen. Dieselbe lautete, er sei betrogen und habe die Pflicht, seine schriftliche Erklärung zu widerrufen und ein offenes Bekenntnis seines Glaubens abzulegen, welches auch immer die Folgen davon sein würden. Als Sikatora diesen Brief gelesen hatte, kniete er nieder und betete inbrünstig um Kraft und Stärke. Dann erhob er sich und ging festen Schrittes nach dem Saale, in welchem König Siwan, sein Vater, der Kanzler und eine große Anzahl Vasallen zu einer Beratung sich versammelt hatten, zu welcher auch er eingeladen war. In der Mitte saß auf einer erhöhten Stufe der König; rechts von ihm Sikatondono, links war der Platz für Sikatora freigelassen. Es folgten dann zu beiden Seiten im Halbkreise nach ihrem Range die Daimios, alle in kostbare Seidenkleider gehüllt. Der Prinz trat in den Halbkreis und verneigte sich vor dem König; statt aber auf seinen Platz zu gehen, sprach er: „Bevor ich an diesem erhabenen Kronrate teilnehmen darf, bin ich Euch, o König, dir, mein Vater, dem versammelten Rate und mir selbst eine feierliche Erklärung schuldig. Das

Schreiben, das mich aus dem Gefängnisse befreite, war die Folge eines Betruges; ich widerrufe es. Ich bin ein Christ und will meinem Glauben entsprechend leben, und wenn es sein muß, für denselben sterben!“

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte dieses Wort auf die Versammlung. Alle erhoben sich von ihren Sitzen; Sikatondono zückte in seinem Jähzorn das Schwert und wollte sich auf den Prinzen stürzen, der sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnete und von der Hand des ergrimmten Fürsten den Todesstreich erwartete. Aber König Siwan fiel seinem Schwager in den Arm, und andere Herren des Hofes verhinderten die Blutthat. Es folgte eine Flut von Drohungen und Verwünschungen; allein der Prinz blieb fest. Auf einen Wink des Königs wurde derselbe endlich wieder in sein Gefängnis zurückgebracht.

Sikatondono war außer sich vor Zorn. Er schickte Zweischwertmänner zu P. Cabral und bedrohte ihn und alle Missionäre mit dem Tode, wenn sie nicht augenblicklich dem Prinzen beföhlen, zu den Göttern Japans zurückzukehren. Sie verschuldeten den Verlust seines Sohnes, auf den er so große Hoffnungen gebaut habe. Der Missionär ließ sich nicht erschrecken. Er sagte den Boten: „Meldet dem Fürsten, daß wir nur bedauern, bloß ein einziges Leben für eine so edle Sache hinopfern zu können.“

Noch am selben Tage ließ Sikatondono den Prinzen nach Tangawa, der Hauptstadt seines Reiches Buigen, führen, um ihn dort, von jedem Verkehr mit den Christen getrennt, gefangen zu halten, bis es ihm gelänge, seinen Trotz zu brechen und ihn endlich zum Abfall vom Christentum zu bewegen.

12. Sieg.

Zwei Jahre waren vergangen, seit Prinz Simon nach Tangawa geführt worden war — eine lange Zeit für einen Gefangenen, namentlich für einen Jüngling, der den Drang nach Freiheit doppelt fühlt. Auf seines Vaters Befehl hatte er zuerst monatelang in einem eigentlichen Kerker gelegen, und erst als demselben gemeldet wurde, Sikatoras Gesundheit leide sichtlich, hatte der Fürst die strenge Haft etwas gemildert. Er durfte dann auf sein Ehrenwort hin, nicht fliehen zu wollen, sich in einem umhegten Parke etwas freier bewegen. Wiederholt wurde ihm von seinem Vater bedeutet, es bedürfe nur eines Wortes, daß er sich seinem Willen füge, und man werde ihn an den Hof von Usuki zurückrufen und in alle seine Ehren und Anwartschaften einsetzen. Aber der Prinz sprach dies Wort nicht, so unerträglich ihm auch seine Lage mitunter vorkommen mochte.

Nur einmal während dieser ganzen langen Zeit empfing er eine tröstende Botschaft von P. Cabral, und zwar durch den blinden Tobias. Der Greis hatte an der Hand des kleinen Franz eine Reihe von Städten des Königreichs Buigen durchwandert, bis er endlich die Spur des Prinzen gefunden. Es gelang Sikatora, dem Knaben, den er unter einer Schar von Bettlern am Hofthor erkannte, mit einem Almosen einen

Zettel zu übergeben, der den Blinden für die Abenddämmerung an eine abgelegene Stelle des Parkes bestellte. Zur bestimmten Stunde fand die Zusammenkunft statt. Tobias übergab dem Prinzen zunächst einen Brief P. Cabrals, der ihn zur Standhaftigkeit ermunterte. Dann erzählte ihm der Blinde von dem erbaulichen Beispiele christlichen Starkmutes, das Paul, der König von Tosa, gebe. Nachdem derselbe mit Hilfe der Truppen Siwans sein ganzes Reich erobert, hätten die Bonzen das Ansinnen an ihn gestellt, Christum zu verleugnen, widrigenfalls sie den eben mit Mühe bezwungenen Aufstand aufs neue entflammen würden. Entschieden habe der König die Forderung abgeschlagen und überdies einige der Hauptbonzen und Rädelsführer dingfest gemacht. Da sei der wohlvorbereitete Aufstand ausgebrochen, und weil die Truppen von Bungo den König im Stich gelassen, habe er alles verloren bis auf die kleine Stadt Nangasima im Gebirge, die ihm treu geblieben sei und in der er von Aufständischen belagert werde.

„Der Glückliche!“ sagte Sikatora. „Daß ich an seiner Seite wäre! Er darf doch für sein Recht und seinen Glauben kämpfen, während ich verurteilt bin, unthätig als Gefangener hier meine Tage zu verleben!“

„Wie Gott will, mein junger Freund. Jeder hat das Kreuz zu tragen, das ihm der Herr auferlegt, und seliger derjenige, dem er das schwerere aufbürdet! Denn nach der Teilnahme am Kreuze wird ihm auch der Anteil an der ewigen Glorie bemessen werden.“

Noch längere Zeit redeten sie, und es gelang dem blinden Greise, das Herz des Jünglings wunderbar zu trösten und

zu stärken. Sikatora hatte die erste heilige Kommunion noch nicht empfangen; sie besprachen die Möglichkeit, daß ihm einer der Missionäre an eben dieser Stelle des Parkes das Sakrament des Altares spenden könne. Tobias versprach, P. Cabral darum zu bitten. Als sie aber das Nähere noch verabreden wollten, gab der kleine Franz ein Zeichen, daß man sie beobachte, und sie trennten sich. Wirklich war die Zusammenkunft bemerkt worden; das hatte zur Folge, daß der Prinz von nun an nur mehr von Wachen begleitet den Park betreten durfte. So mußte er auch auf den Trost einer zweiten Besprechung mit Tobias und auf den viel größern verzichten, von dem sie geredet hatten, und es verstrich dem Gefangenen nun wieder Tag auf Tag in erdrückender Einförmigkeit.

Inzwischen traten am Hofe von Usuki Ereignisse ein, die einen plötzlichen Wechsel zur Folge hatten. König Siwan, an den die Leiden eines frühen Alters herantraten und der in schlaflosen Nächten, welche ihm die Gicht verursachte, ernstlich an den Tod und die Schrecken der Ewigkeit dachte, von denen ihm einst der hl. Franz Xaver gepredigt hatte, neigte immer mehr zur Annahme des Christentums hin. Daß seine Lehren der Vernunft viel entsprechender seien als diejenigen der japanischen Bonzen, hatte er schon vor 30 Jahren klar eingesehen. Aber von dieser Einsicht zum christlichen Glauben ist ein unendlich weiter Abstand, den nur die Gnade von oben überbrücken kann. Leider war Siwans von irdischer Klugheit geleitetes Benehmen, das dem Rufe Gottes so lange widerstrebte, nicht sehr geeignet, größere und siegreiche Gnaden herabzuziehen. Daß sie ihm dennoch zu teil werden sollten, verdankte er der freien Erbarmung Gottes; dann auch wohl

der Fürbitte des hl. Franz Xaver und den erhebenden Beispielen mehrerer Neubekehrten, so des Königs von Tosa, des Pagen Stephan und namentlich unseres Sikatora. Wiederholt erkundigte er sich bei Sikatondono nach dem Verhalten seines Pflegesohnes und als er erfuhr, derselbe wolle lieber sein ganzes Leben Gefangener sein, als Christum verleugnen, legte er sein Wort für die Rückberufung des Knaben ein und erklärte P. Cabral, er wolle sich auf den Empfang der heiligen Taufe vorbereiten.

Wie ein Laufeuer verbreitete sich diese Nachricht am Hofe und durch das Land, bei den Christen überall Freude, Zorn und Bestürzung bei den Heiden verbreitend. Nur wenige Tage später flog eine zweite und dritte Kunde durch das Königreich: der Fürst von Satsuma sei mit Heeresmacht in die Provinz Fiunga eingebrochen, und König Siwan habe seine Gemahlin wegen Hochverrats eingekerkert. Beides war richtig; nur hatte die Gefangennahme der Königin nicht ausschließlich wegen ihrer Aufforderung an den Fürsten von Satsuma, ihren von den Göttern Japans abtrünnigen Gemahl mit Krieg zu überziehen, sondern ebensosehr wegen des traurigen Zustandes ihres Geistes erfolgen müssen. Sie war nämlich in eine wahre Raserei verfallen; ja die Berichte der Missionäre stehen nicht an, die Fürstin für besessen zu erklären.

So hatten sich in Usuki die Dinge geändert, als Sikatondono auf Wunsch des Königs seinen Pflegesohn aus der Gefangenschaft befreite und an den Hof Siwans zurückschickte. Man kann sich denken, mit welcher Freude der Prinz diese Botschaft empfing, welche ihn um so mehr beglückte, als der Überbringer derselben kein anderer war als Prinz Sebastian,

der ihn gleichzeitig davon unterrichtete, daß sein Vater nunmehr sich zum Empfange der heiligen Taufe vorbereite. Beide priesen miteinander Gottes Erbarmung. Dann eilten sie an der Spitze einer Hilfsschar aus dem Reiche Buigen, die Sikatora im Auftrage seines Vaters rasch zusammenzog, in Eilmärschen nach Usuki. König Siwan und sein Hof ritten den beiden Prinzen entgegen und begrüßten sie.

„Ich danke Gott," sagte Sikatora zum König, „daß sich jetzt Gelegenheit bietet, meinen Dank und meine Treue zu bewähren. Jetzt werdet Ihr sehen, daß unter allen Unterthanen die Christen die festeste Stütze des Thrones sind."

Ein Heer von 40 000 Mann hatte sich um Usuki versammelt und sollte in den nächsten Tagen gegen den Feind aufbrechen. Sikatondono war zum obersten Feldherrn ernannt; Sikatora erhielt den Befehl über eine Abteilung Reiterei. Die Gassen von Usuki, die Räume des Schlosses und des Parkes wiederhallten vom Lärme der Waffen. Trotz der aufregenden Thätigkeit, welche mit den letzten Rüstungen einer Armee verbunden ist, fand der Prinz Zeit, sich eifrig auf den Empfang seiner ersten heiligen Kommunion vorzubereiten, welche er so lange ersehnt hatte. Ein Teil der Nacht, den Sikatora regelmäßig in der Kapelle des Missionshauses verbrachte, war dieser Vorbereitung gewidmet, und am Tage vor dem Aufbruch des Heeres empfing er mit Thränen der Rührung das Brot der Engel. Zugleich mit ihm traten Prinz Sebastian, der frühere Page Stephan, der blinde Tobias und dessen kleiner Führer zum Tische des Herrn. Lange und inbrünstig betete er nachher und kniete auch noch vor dem Bilde der seligsten Jungfrau nieder, durch ihre reine Hand Gott

für die Ausbreitung seiner Kirche in Japan Blut und Leben anbietend.

Am nächsten Morgen dröhnte Tamtamschlag und gellte schriller Pfeifenklang durch die Straßen. Waffenklirrend zog das Heer am Thore der Königsburg vorüber. Von seiner Sänfte aus sah König Siwan, den ein neuer Gichtanfall nicht mit ins Feld ziehen ließ, dem Vorbeimarsch seiner Truppen zu. Als Sikatora an der Spitze seiner Reiter erschien, winkte er ihn zu sich heran, reichte ihm die Hand und sagte: „Lebe wohl, mein Sohn! Verzeih mir, was ich dir Hartes anthun ließ; es geschah aus Liebe, aber freilich aus blinder Liebe zu dir. Ich hätte dich so gerne zu einem großen irdischen Könige und Helden gemacht. Jetzt verstehe ich es besser, und deinem Beispiele und Opfer glaube ich viel zu danken. Wenn du wiederkehrst, werde ich Christ sein."

„Gott sei für seine Gnade gepriesen!" entgegnete der Prinz. „Ich glaube nicht, daß ich wiederkehren werde; eine innere Stimme sagt mir, daß ich meinem Ziele nahe sei. Meine letzte und einzige Bitte ist: Säumet nicht länger, die heilige Taufe zu empfangen, und seid ein Schutzherr der Christen!"

König Siwan versprach es und reichte dem Prinzen mit feuchtem Auge die Hand. Dann sprengte der Jüngling an die Spitze seiner Schar; noch einmal sah Siwan seine Helmzier, das goldene Kreuz, im Sonnenstrahle flammen; dann verdeckten die blitzenden Speere und der unter den Hufen der Rosse aufwirbelnde Staub das Bild des jugendlichen Helden.

Die Armee Sikatondonos rückte in die Provinz Fiunga ein, welche im Süden an Bungo grenzt, und trieb die feind-

lichen Scharen des Fürsten von Satsuma vor sich her. Eine Reihe fester Plätze wurde fast ohne Schwertstreich eingenommen; in mehreren Gefechten legte Sikatora Proben seltener Tapferkeit und großer militärischer Befähigung ab, so daß sein Pflegevater trotz des Widerwillens, den er noch immer gegen den „Verräter an den Göttern" empfand, dessen herrliche Eigenschaften anerkennen mußte und eine Art Annäherung an denselben zu hoffen stand. Schon schien ein naher glücklicher Ausgang des Feldzuges gesichert, als eine Unvorsichtigkeit des Feldherrn alle errungenen Vorteile vernichtete und die Siegesfreude am Hofe von Usuki in Trauer verwandelte.

Sikatondono belagerte einen festen Platz an der Grenze von Satsuma, den letzten, der dem Vordringen seines Heeres mitten in des Feindes Land noch Einhalt gebot. Er hätte sich denken können, daß der Feind alles wagen werde, um den Fall dieser Festung zu verhüten; aber seine Siege hatten ihn blind und übermütig gemacht. Er teilte sein Heer und schickte eine Hälfte unter Führung eines unfähigen Generals dem Feinde entgegen, der zum Entsatze der Festung heranzog, während er selbst mit Vernachlässigung der notwendigsten Vorsicht die Belagerung fortsetzte. Sikatora hielt es für seine Pflicht, den Pflegevater auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in welcher er schwebte. Aber seine Mahnung erregte nur den Zorn Sikatondonos. Er werde wohl mehr vom Kriegshandwerk verstehen als solch ein Kind; überdies habe er durch die Bonzen die sichere Zusage Ha-tsi-mans, des Kriegsgottes, daß er siegen werde, sobald die christlichen Verräter sein Heer verlassen hätten. Er solle also bis nach dem Falle der Festung mit den Bekreuzten ihn und sein Lager meiden.

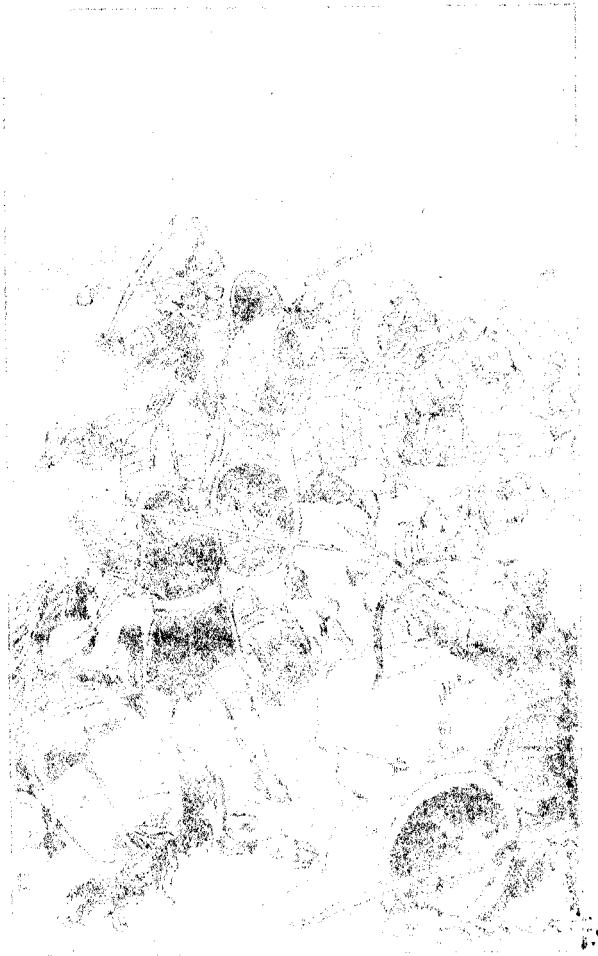
Wirklich mußte der Prinz noch am selben Tage mit den Christen, über 1000 Mann, das Lager verlassen. Die Nacht verbrachte der Feldherr mit seinen Offizieren bei einem Festmahl, das den Fall der Festung zum voraus feierte. Als sie aber beim Morgengrauen halb betrunken ihre Zelte aufsuchen wollten, meldeten Eilboten Sikatoras, der Feind ziehe mit Übermacht in Schlachtordnung heran. Es war dem Fürsten von Satsuma geglückt, das Heer, welches ihm entgegengeschickt war, zu umgehen, und wenn nicht Sikatora mit seinen Christen in der Nähe des Lagers gewacht hätte, so wäre es ihm gelungen, Sikatondono völlig unbemerkt zu überfallen. Nun hielt Sikatora mit seiner Schar den Feind wenigstens so lange auf, daß der Feldherr seine Scharen ordnen und aufstellen konnte; dann mußte er sich vor der Übermacht seitwärts auf eine Anhöhe zurückziehen.

Mit lautem Kampfgeschrei stürzte sich jetzt das Heer von Satsuma auf die zur Not geordneten Reihen von Bungo. Pfeile flogen, Speere blitzten, die Schienen der Waffenrüstungen krachten unter wuchtigen Schlägen. Durch persönliche Tapferkeit suchte Sikatondono den Fehler, den er als Führer begangen hatte, gutzumachen und drang an der Spitze einer auserlesenen Schar kühn in die feindlichen Reihen. Wirklich wichen sie einen Augenblick zurück; aber bald faßten sie neuen Mut, und es gelang ihnen, den Feldherrn und dessen Schar von den Seinigen abzuschneiden und zu umzingeln. Wie ein Löwe setzte er sich zur Wehr; aber umsonst. Immer enger umringten ihn die Feinde, schon blutete er aus mehreren Wunden und der sichere Tod stand vor seinen Augen. Da kam ihm Hilfe von einer Seite, von welcher

es der Heide nicht erwartet hatte. Sikatora war von der Anhöhe aus, auf die er sich zurückgezogen, dem Gange des Kampfes gefolgt. Er sah, daß eine Niederlage des Heeres von Bungo unvermeidlich sei, wenn es nicht gelänge, die Heereshälfte rechtzeitig heranzuziehen, deren Stellung im Rücken des Feindes er kannte. Diese aufzusuchen, sandte er einige seiner besten Reiter aus, entschlossen, womöglich erst gemeinsam mit derselben in den Kampf einzugreifen. Als er aber die äußerste Not gewahrte, in welcher das Leben Sikatondonos schwebte, siegte sein edles Herz über alle Bedenken. „Wer will mir freiwillig folgen, Sikatondono zu retten?" rief er.

„O Herr, Ihr habt ihm nicht so viel Liebe zu verdanken, daß Ihr Euer Leben für ihn opfern solltet," sagte einer der christlichen Waffengefährten.

„Hat Christus, unser Heiland, so gedacht, als er für uns in den Tod ging?" entgegnete der Prinz. „Vorwärts, wer mir folgen will! Christus und Maria!" Mit diesen Worten bezeichnete er sich mit dem Kreuzeszeichen, gab dem Rosse die Sporen und stürmte in das Kampfesgewühl. Ihm nach seine ganze Schar. „Christus und Maria!" tönte es durch das Waffengetöse. Der Anprall der kleinen Schar war so wuchtig, daß sie wie ein Keil, dessen Spitze Sikatora bildete, die Reihen der Feinde teilte. Immer näher bahnte sich des Prinzen Klinge den blutigen Weg zum Vater. Schon sah derselbe das goldene Kreuz auf seinem Helme und erkannte den heldenmütigen Pflegesohn, der ihm so viel Leid mit so großer Liebe vergalt; schon war der Feindeskreis gesprengt: da sanken fast im nämlichen Augenblicke Vater und Sohn auf die blutgetränkte Erde. Sikatondono, welcher aus vielen



Wunden blutete, zogen die christlichen Krieger unter dem getöteten Pferde hervor; er lebte und genas. Sikatora aber war tot; ein feindlicher Speer hatte sein edles, treues, Gott geweihtes Herz durchstoßen, und seine Seele weilte bei seinem Heilande, der ihr gewiß statt irdischer Kronen die viel kostbarere Krone der ewigen Herrlichkeit verliehen hat.

* * *

Sikatondono war tief erschüttert ob dem Edelmute seines Adoptivsohnes; dennoch verharrte er im Heidentum. Niemals nannte er aber mehr die Christen Verräter an ihrer Heimat. Sikatoras Umsicht verdankte er es, daß er wenigstens die Trümmer seines Heeres retten konnte. König Siwan war Christ geworden und hatte in der Taufe zu Ehren des Apostels Japans den Namen Franz angenommen. Er ließ die Leiche Sikatoras nach Usuki bringen und daselbst in der Kapelle, in welcher der Prinz die Taufe und die erste heilige Kommunion empfangen hatte, feierlich begraben. Die unglückliche Königin starb in dem Kerker, welchen Sikatora bewohnt hatte, ohne vorher von ihrem traurigen Zustande zu genesen. Durch ein Menschenalter erfreute sich dann die Kirche von Bungo glücklicher Tage, bis der Neid der Hölle den Verfolgungssturm entfesselte, dem auch sie nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse zum Opfer fiel. Ihr Heldenkampf schenkte dem Himmel viele Heilige und Blutzeugen und uns eine Schar von Fürbittern und Vorbildern, unter denen dem Jüngling, von dem wir erzählten, ein Ehrenplatz gebührt.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus fernen Landen.

Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend.

Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen" gesammelt

von **Joseph Spillmann S. J.**

Bis jetzt sind erschienen:

Erstes Bändchen: Liebet eure Feinde! Eine Erzählung aus den Maori-Kriegen auf Neuseeland. Von J. Spillmann S. J. Sechste Auflage. (VIII u. 80 S.) 60 *Pf.*; eleg. geb. in Halbleinwand mit illustriertem Umschlag 80 *Pf.*

Zweites Bändchen: Krumngam, der standhafte indische Prinz. Schicksale eines bekehrten indischen Prinzen. Frei nach den Missionsberichten erzählt von A. v. B. Fünfte Auflage. (VI u. 78 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Drittes Bändchen: Die Marienkinder. Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Von J. Spillmann S. J. Fünfte Auflage. (VI u. 86 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Viertes Bändchen: Maron, der Christenknabe aus dem Libanon. Eine Erzählung aus der letzten großen Christenverfolgung durch die Drusen. Von A. v. B. Fünfte Auflage. (VI u. 70 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Fünftes Bändchen: Der Neffe der Königin. Historische Erzählung aus der Missionsgeschichte Japans. Von J. Spillmann S. J. Fünfte Auflage. (VI u. 102 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Sechstes Bändchen: Drei Indianergeschichten. — Namameha und Watomilka. Erzählt von A. Baumgartner S. J. — Tahko, der junge Indianer-Missionär. Erzählt von A. v. B. — Vater Renés letzte Fahrt. Erzählt von A. Huonder S. J. — Fünfte Auflage. (VIII u. 80 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Siebentes Bändchen: Der Gefangene des Korsaren. Eine Erzählung von F. S. Dritte Auflage. (VI u. 90 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

(Fortsetzung siehe auf der nächsten Seite.)

Achtes Bändchen: Kämpfe und Kronen. Eine Erzählung aus Annam. Von J. Spillmann S. J. Dritte Auflage. 12°. (VI u. 106 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Neuntes Bändchen: Der Schwur des Huronenhäuptlings. Eine Erzählung aus der ältern Missionsgeschichte Kanadas. Dem Englischen McSherrys frei nacherzählt von A. Huonder S. J. Dritte Auflage. (VI u. 102 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Zehntes Bändchen: Die Sklaven des Sultans. Eine Erzählung aus Konstantinopel im 17. Jahrhundert. Von J. Spillmann S. J. Dritte Auflage. (VI u. 110 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Elftes Bändchen: Eine rote und eine weiße Rose. Die rote Rose: **Abdu'l Masich, der junge Blutzeuge von Singara.** Ein Blatt aus den Märtyrerakten des Morgenlandes. — Die weiße Rose: **Hadra, die kleine Bekennerin.** Eine Erzählung aus Algier. Von A. Huonder S. J. Vierte Auflage. (VIII u. 100 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Zwölftes Bändchen: Die koreanischen Brüder. Ein Zug aus der Missionsgeschichte Koreas. Von J. Spillmann S. J. Dritte Auflage. (VI u. 102 S.) 60 *Pf.*; geb. 80 *Pf.*

Dreizehntes Bändchen: Der Zug nach Nicaragua. Eine Erzählung aus der Zeit der Conquistadoren. Von J. Spillmann S. J. Dritte Auflage. (VI u. 112 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Vierzehntes Bändchen: Sidya, der treue Sohn. Eine Erzählung aus der Zeit Akbars des Großen. Von A. Geyser S. J. Dritte Auflage. (VI u. 94 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Fünfzehntes Bändchen: Die Schiffbrüchigen. Eine Erzählung für die Jugend. Von J. Spillmann S. J. (VI u. 100 S.) 80 *Pf.*; geb. *M.* 1.

Jedes dieser Bändchen (12°) ist mit 4 Original-Bildern geschmückt.

Übersetzungen einzelner Bändchen in die englische und spanische Sprache sind im gleichen Verlage erschienen.

„Die vorliegenden Bändchen gehören der Sammlung ‚Aus fernen Landen' an, die bei allen Pädagogen und Kinderfreunden ungeteilten Beifall gefunden hat. Und mit Recht; denn diese Erzählungen vereinigen das, was man von guten Jugendschriften zu fordern berechtigt ist: einen gediegenen Inhalt, der das Herz veredelt, den Verstand bildet und die Phantasie anregt, ohne sie zu überreizen, dazu eine schöne Form, einen einfachen, anmutigen Erzählerton. Jung und alt wird diese Erzählungen nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit Nutzen lesen. Die nette Ausstattung macht diese Büchlein auch zu Festgeschenken für die Jugend, für die sie zunächst geschrieben sind, ganz besonders geeignet." (Theol.-prakt. Quartalschrift. Linz 1897. 2. Heft.)

Aus fernen Landen.

Eine Reihe illustrierter Erzählungen für die Jugend.

Aus den Beilagen der „Katholischen Missionen"

gesammelt von

Joseph Spillmann S. J.

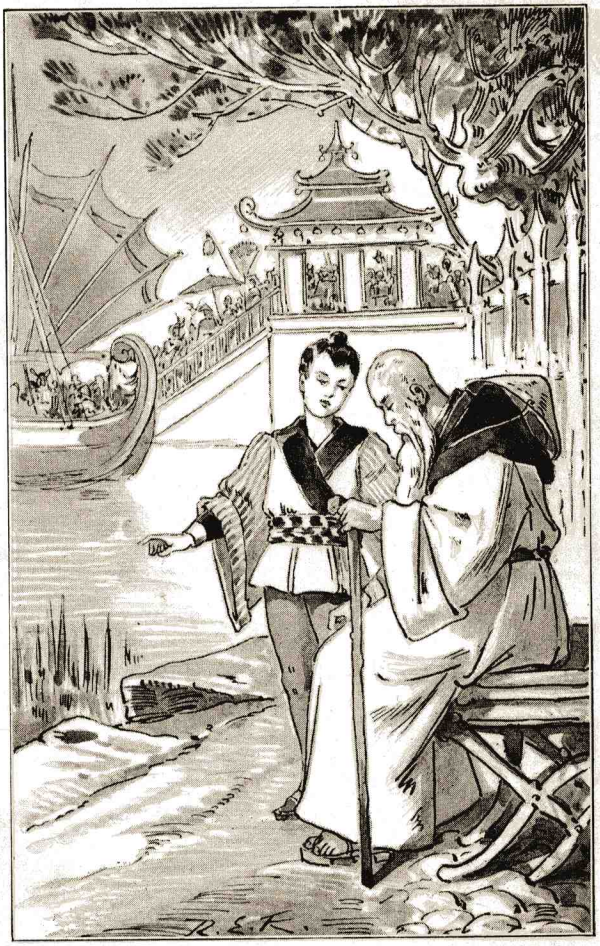
Fünftes Bändchen:

Der Neffe der Königin.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Prinz Sebastian eilte auf den Pagen zu und rief: „Tretet heran, bindet auch mich, kreuzigt auch mich mit diesem Kinde."

(Der Neffe der Königin. S. 68.)



„Hörst du es, Vater?“ sagte der Knabe, „sie schreien zu Midsu-no-Kami.“

(Der Neffe der Königin. S. 5.)

Flammenden Auges und mit erhobener Hand rief der Page: „Er wird dereinst mit dem heiligen Kreuze auf den Wolken des Himmels kommen."

(Der Neffe der Königin. S. 45.)

„Vorwärts, wer mir folgen will! Christus und Maria!“ Mit diesen Worten stürmte Sikatova in das Kampfgewühl.

(Der Neffe der Königin. S. 100.)